

## ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

Der Kulturpalast Unterwellenborn war zu DDR-Zeiten ein stolzes kulturelles Zentrum. Er war Leuchtturm einer ganzen Region – fast vier Jahrzehnte lang. Mehrere Generationen verbrachten hier ihre Freizeit, Jugendliche verwirklichten Träume und die Menschen der Region feierten große und kleine Feste mit Familien und Freunden, Arbeitskollegen und Nachbarn. Ob Tanz, Chor oder Orchester, Singegruppe, Theater, Mal- oder Fotozirkel, für alle Interessen, egal ob für Jung oder Alt, gab es ein Angebot zum Mitmachen und Selbstgestalten oder zur Unterhaltung. Beinahe jede Familie der Region war in irgendeiner Weise mit dem Kulturpalast verbunden.

In drei Erzählalons erinnerten sich Zeitzeugen nun an ihre Erlebnisse: an rauschende Feste, den ersten Auftritt vor Publikum, die Reisen mit dem legendären Maxhütten-Ensemble, an Auseinandersetzungen mit der Kreisleitung und den Kampf um selbstgeschriebene Lieder. Der Erzählwettbewerb für Kinder, der enge Austausch zwischen Künstlern und Arbeitern und der Tanztee am Sonntag – das sind Anregungen für die Zukunft. So wird aus der Vergangenheit Zukunft geschmiedet. Hier wurde auch ein Konzept vorgestellt, wie der Kulturpalast sowohl als Gebäude gerettet und als Institution wiederbelebt werden kann.

In diesem Buch werden die Geschichten, die in den Erzählalons unter der Leitung von Katrin Rohnstock erzählt und von der Autobiografiner Sabine Tjørnelund aufgeschrieben wurden, mit Aufsätzen rund um eines der größten und wichtigsten Kulturhäuser der DDR ergänzt.

Der Erzählalon ist ein Veranstaltungsformat, das Akteuren und Zeitzeugen einen Raum gibt, ihre Geschichte(n) gemeinschaftlich zu erzählen. Die 1960 in Jena geborene Katrin Rohnstock, Germanistin und Inhaberin der Firma Rohnstock Biografien, hat dieses innovative Format entwickelt und die professionell verschriftlichten Geschichten in zahlreichen Büchern veröffentlicht.

Weitere Informationen unter:

[www.rohnstock-biografien.de](http://www.rohnstock-biografien.de)  
[www.kulturpalast-unterwellenborn.de](http://www.kulturpalast-unterwellenborn.de)



## Kulturpalast Unterwellenborn

### AUS ERINNERUNG ZUKUNFT SCHMIEDEN



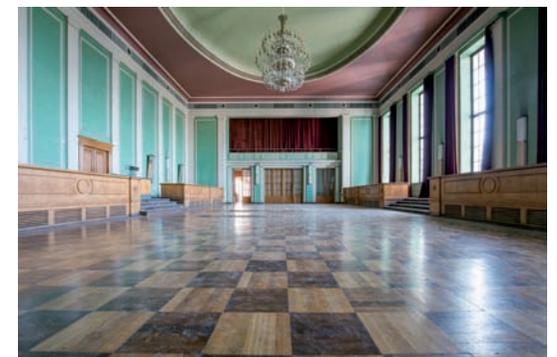
Drei Erzählalons mit Zeitzeugen  
geleitet von Katrin Rohnstock  
und aufgeschrieben von Sabine Tjørnelund



„Viel Glück braucht jedes Gelingen.  
Die Voraussetzung für das Gelingen ist das ‚Dranbleiben‘, sich nicht entmutigen lassen und über jeden kleinen Erfolg freuen!  
So entsteht Großes!“

### Ludwig Güttler

Ludwig Güttler, Chefororganisator des Wiederaufbaus der Dresdner Frauenkirche, Trompetenvirtuose, u.a. Träger des Bundesverdienstkreuzes und „Officer of the Order of the British Empire“ (Ritterorden des Britischen Königshauses) über das bürgerchaftliche Engagement zum Erhalt von Kulturhäusern der DDR-Epoche; Ludwig Güttler hat unsere Prominentenpetition unterzeichnet.



# KULTURPALAST UNTERWELLENBORN

AUS ERINNERUNG ZUKUNFT SCHMIEDEN

Drei Erzählalons mit Zeitzeugen

geleitet von Katrin Rohnstock

aufgeschrieben von Sabine Tjørnelund

Die Geschichten aus dem Kulturhaus Unterwellenborn wurden in drei Erzählalons unter Leitung von Katrin Rohnstock zusammengetragen und von der Autobiografikerin Sabine Tjørnelund aufgeschrieben.

Alle Geschichten wurden von den namentlich genannten Erzählerinnen und Erzählern korrigiert und für die Veröffentlichung autorisiert. Für die Inhalte zeichnen die namentlich genannten Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich.

#### IMPRESSUM

© Kulturpalast Unterwellenborn e.V.  
Verein „Kulturpalast Unterwellenborn e.V.“  
Torsten Ströher  
Vor der Heide 50  
07333 Unterwellenborn

Konzept und Projektleitung: Katrin Rohnstock; Rohnstock Biografien;  
Schönhauser Allee 12; 10119 Berlin; Telefon 030 / 40 50 43 30  
Lektorat: Antje Käske (Rohnstock Biografien)  
Layout und Satz: Steffen Palm

Druck: WIRmachenDRUCK GmbH

#### Fotorechte:

Umschlag (innen und außen): Christian Gromann, Steffen Palm  
Seite 12: Josef Kaiser Archiv Dresden  
Seiten 24, 26: Klaus Blessing (privat)  
Seiten 8, 92-98, 109: Verein Kulturpalast Unterwellenborn e.V.  
übrige: Archiv Gasmaschinenzentrale Unterwellenborn

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

---

## INHALT

<b>Grußwort von Torsten Weil, Staatssekretär im Thüringer Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft.....</b>	<b>5</b>
<b>Vorwort von Steffen Palm, Zweiter Vorsitzender des Vereins „Kulturpalast Unterwellenborn e.V.“ .....</b>	<b>7</b>
<b>Architektonische Einordnung von Simone Hain: Ein Traumhaus aus der kollektiv gelebten Zeit .....</b>	<b>9</b>
<b>Architektonische Einordnung von Thomas Zill: Der Entwurf des Kulturpalastes durch Josef Kaiser.....</b>	<b>12</b>
<b>Historische Einordnung von Klaus Blessing: Die Maxhütte Unterwellenborn: Mutter der DDR-Metallurgie. Persönliche Eindrücke und gesellschaftliche Umstände .....</b>	<b>21</b>
<b>Palast Kultur – Kulturpalast .....</b>	<b>32</b>
Reinhard Salzmänn.....	32
Reinhard Salzmänn „Ende einer Legende“ .....	36
<b>Palast Theater &amp; Ensemble .....</b>	<b>40</b>
Reinhard Salzmänn.....	42
Christel Esefeld .....	46
Hubert Menzel.....	50
<b>Palast für die Jugend .....</b>	<b>54</b>
Michael Goschütz .....	55
Helmut Kulawik .....	64
Jürgen Wenig .....	65
Michael Goschütz .....	68
<b>Palast Kunst.....</b>	<b>70</b>
Reinhard Salzmänn.....	71
Klaus Hollmann.....	73

## Inhalt

---

Wolfgang Kaminsky .....	75
<b>Palast Kultur für alle .....</b>	<b>77</b>
Wolfram Bialezki.....	78
Helmut Kulawik .....	79
Elsa Rudolph.....	80
Heidrun Schiller .....	83
Klaus Hollmann.....	85
<b>Palast mit Zukunft – Hat der Kulturpalast eine Chance? .....</b>	<b>87</b>
Peter Walter .....	87
Horst Sterzig.....	89
Torsten Ströher.....	92
Marko Wolfram .....	99
<b>Diskussion .....</b>	<b>102</b>
<b>Nachwort von Horst Groschopp, Kulturwissenschaftler .....</b>	<b>111</b>
<b>Resümee und Ausblick von Torsten Ströher, Vorsitzender des Vereins „Kulturpalast Unterwellenborn e.V.“ .....</b>	<b>117</b>

---

## GRUSSWORT - EINE ZUKUNFT FÜR DEN KULTURPALAST

Sehr geehrte Damen und Herren,  
lieber Leserinnen und Leser,

die Region um Unterwellenborn und das Stahlwerk Maxhütte sind untrennbar miteinander verbunden. Und auch die Biografien vieler Menschen unterschiedlicher Generationen wurden von der Maxhütte geprägt. Die meist körperlich sehr harte Arbeit und die daraus resultierenden Betriebsergebnisse waren in der DDR von besonderer Bedeutung, so dass sich die Werktätigen auch innerhalb der politischen Führung einer hohen Anerkennung sicher sein durften.

Mit dem Beschluss des III. Parteitages der SED von 1950 trug die damalige Staats- und Parteiführung dem großen Engagement der Menschen in der Region Rechnung und stimmte dem Bau des Kulturpalastes in Unterwellenborn zu.

Trotz der Entfernung nach Saalfeld, dem bevorzugten Wohnort vieler Arbeiterinnen und Arbeiter, erfreute sich der Kulturpalast seit seiner Eröffnung am 01. Mai 1955 großer Beliebtheit. Bereits in den Anfangsjahren des Betriebes war deutlich erkennbar, dass sich die Menschen trotz staatspolitischer Einflüsse ihre gedankliche Freiheit und kulturelle Teilhabe nicht nehmen ließen. Unabhängig von sich stets ändernden Ansprüchen an Freizeitkonsum und Darbietung war der Kulturpalast immer ein Haus der Menschen in der Region, der Bildung, des Zusammenhaltes und der Gemeinschaft.

Meiner Meinung nach ist es deshalb auch nicht reaktionär, wenn man auf diese Zeit der Leichtigkeit und Solidarität, die nach der Wende für viele auch persönlich einen harten Schnitt bedeutete, heute mit etwas Wehmut zurückblickt. Wenn sich aus Erinnerung und geschichtlichem Engagement neue Ideen und Inspirationen ergeben, wenn neue Mitstreiterinnen und Mitstreiter das kulturelle Feuer der Vergangenheit aufgreifen und es in ein tragfähiges und nachhaltiges Zukunftskonzept einbauen, dann kann das dem Kulturpalast zu einer neuen Zukunft verhelfen. Es wird schwer sein, den identitätsstiftenden Charakter der Vorwendezeit zurückzugewinnen. Das Ihnen vorliegenden Buch zeigt dies eindrucksvoll.

Mit Hochachtung verfolge ich deshalb die weitsichtige Arbeit des Vereins Kulturpalast Unterwellenborn e.V. Die Vereinsmitglieder haben mit fachkompetenter Unterstützung von Pierre Wilhelm ein Nutzungskonzept entwickelt, das gut durchdacht und aufbauend auf den heutigen Bedingungen nicht nur eine Wiederbelebung des Hauses ermöglicht, sondern den Kulturpalast zu einem überregional wichtigen Magneten der kulturellen Entwicklung für viele Generationen werden lassen kann. Nicht zuletzt, weil damit gerade im ländlichen Raum etwas entstehen kann, dass zur Angleichung der Lebensverhältnisse zwischen Stadt und Land beiträgt, hoffe ich, dass aus Planungen dann auch Realität werden kann, wiewohl ich weiß, dass dabei noch manche Hürde zu überwinden ist.

Ich wünsche den Leserinnen und Lesern dieses Buches eine spannende Zeit bei der Lektüre.

A handwritten signature in cursive script, appearing to read 'Torsten Weil', written in black ink.

Ihr Torsten Weil

Staatssekretär im Thüringer Ministerium  
für Infrastruktur und Landwirtschaft

---

## VORWORT - DER KULTURPALAST IM ERZÄHLSALON

Ich habe den Palast im Sommer 2016 das erste Mal gesehen. Riesig, schön und erhaben. Der Verein, der sich um das Haus kümmert, hatte zum Friedenskonzert eingeladen. Als passionierter Sänger war ich Mitglied einer der geladenen Chöre. Mit dem Wissen um die komplizierte Situation um das Haus habe ich mich entschlossen, den Verein mit meinen Möglichkeiten zu unterstützen, anfangs von außen, später als Mitglied. Ich habe erlebt, wie die Vereinsmitglieder samt ihren Familienmitgliedern die Wochenenden nutzten, um in unzähligen Stunden Arbeit in die Vorbereitung von Veranstaltungen zu investieren, um zu putzen, zu transportieren, zu planen.

Das schwierige Verhältnis zum Eigentümer verhinderte nicht, dass es dem Verein gelang, öffentliche Mittel für dringend notwendige Sanierungsarbeiten einzuwerben und mit der Dachsanierung zu beginnen. Im Frühjahr 2019 kam es dann zu weiteren Spannungen, so dass der Eigentümer dem Verein den Zugang zum Haus verwehrte. Die Öffentlichkeitsarbeit wurde intensiviert, aufgeben wollte niemand.

In diesem Frühjahr entstand die Idee, Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen, die aus ihrer ganz persönlichen Sicht berichten, was sie mit dem Palast verbindet. Aus Erinnerung Zukunft schmieden, nannten wir die Veranstaltungsreihe von drei Erzählsalons. Angeregt wurden die Erzählsalons durch Pierre Wilhelm, der dem Verein seit Jahren als kompetenter Berater zur Verfügung steht.

Katrin Rohnstock, Erfinderin des Erzählsalons und Inhaberin der Firma Rohnstock Biografien in Berlin, wurde mit der Konzeption und Moderation beauftragt. Der Erzählalon gibt verschiedenen Zeitzeugen einen Raum, ihre Erinnerungen zu erzählen. Diese Erinnerungen werden nicht gewertet. Mit all ihrer Erfahrung und viel Einfühlungsvermögen moderiert Katrin Rohnstock, hilft, wenn die „Laien-Erzähler“ ins Stocken geraten und oder den Schluss nicht finden. Am Ende jedes Erzählsalons hat das Publikum die Möglichkeit, Fragen zu stellen oder selbst spontan zu erzählen. So entstand ein Teppich aus Geschichten, die aneinander anknüpfen, sich gegenseitig ergänzen und die nun aufgeschrieben in diesem Buch vorliegen.

Ich habe alle drei Erzählsalons verfolgt. Zwar war ich schon davor überzeugt, dass mein Engagement zur Erhaltung des Hauses richtig und wichtig ist, was ich aber in den Veranstaltungen erlebt habe, hat mich tief berührt und über-

rascht. Hier saßen Menschen, für die der Kulturpalast ein nicht weg zu denkender Teil ihres Lebens ist. Ob es Streiche in der aufmüpfigen Jugend waren, die Freizeitgestaltung, das Familienleben oder die Begegnung mit Kunst betraf – praktisch alles hatte mit diesem Haus zu tun.

In den Erzählsalons gab es Momente, bei denen der ganze Saal herzlich lachte, Momente des Schweigens, der Spannung, der Wut und auch der Tränen. Zuschauer mutierten zu empathischen Beteiligten, der unbeteiligte Blick von außen war plötzlich nicht mehr möglich.



In diesen Veranstaltungen wurde mir klar, dass es um viel mehr geht, als einfach nur ein Haus vor dem Verfall zu retten. Es geht um die Achtung von Identitäten, die Anerkennung von Lebensläufen, die Bewahrung der Lebensleistung einer ganzen Region.

Nie hätte ich erwartet, dass es gelingen kann, die Atmosphäre der Erzählsalons authentisch in einem Buch einzufangen. Die Firma Rohnstock Biografien hat mich eines Besseren belehrt. Mit der gleichen Professionalität wie schon bei der Durchführung der Erzählsalons gelingt es im Buch, den Leser als „nachträglichen Besucher“ in die Erzählsalons zu locken und sie emotional nachzuerleben.

Steffen Palm

Zweiter Vorsitzender des Kulturpalast Unterwellenborn e.V.

---

## ARCHITEKTONISCHE EINORDNUNG

Ein Traumhaus aus der kollektiv gelebten Zeit

*Simone Hain*

In einem Thüringer Tal verfällt seit nunmehr 30 Jahren die Prachtausgabe eines Kulturpalastes aus den frühen Jahren der DDR. Das noch in originaler Erstausrüstung überlieferte Bauwerk, um das sich seit seiner Schließung und Veräußerung lokale Initiativen wie internationale Experten große Sorgen machen, war nach der Wiedervereinigung kostengünstig in private Hände gefallen. Mittlerweile nimmt der Eigentümer lieber den drohenden Einsturz des Daches in Kauf, als sich von seinem ohne Funktion wertlosen Besitz zum Einkaufspreis wieder zu trennen.

Was diesen denkmalpflegerischen Krisenfall besonders dramatisch macht, ist die Tatsache, dass das Haus zwischenzeitlich aus örtlicher Initiative lebhaft bespielt worden ist, dass langfristig Bedarf für eine erneute kulturelle Nutzung besteht und institutionell auch Machbarkeit bestätigt worden ist. Darüber hinaus steht beim Landesdenkmalamt Geld für die dringendsten Rettungsarbeiten bereit.

Während revanchistisch motivierte Zerstörungsakte an prominenten Bauten längst einem entspannteren Umgang mit der Geschichte der DDR gewichen sind, fehlte es in Thüringen noch längere Zeit an Akzeptanz sowohl für die „Ostmoderne“ wie für die historisierende „Nati-Tradi-Architektur“ der Fünfzigerjahre. Eine Auseinandersetzung wie um den asbestsanierten und fantasievoll bespielten „Palast der Republik“ in Berlin, um die Prager Straße in Dresden oder die DDR-Geschichte in Leipzig setzte hier erst verspätet im Fall von Weimars Hochschulmensa und Suhls Centrum-Warenhaus ein. Umso größer ist die Hoffnung aller Beteiligten, 2020 in letzter Not das zwischen Saalfeld und Pößneck gelegene Dornröschen noch in letzter Minute wieder zum Leben zu erwecken.

Der Kulturpalast der Maxhütte Unterwellenborn, der einst dem Dichter und Kulturpolitiker Johannes R. Becher gewidmet war, ist vor allem kunstgeschichtlich bedeutungsvoll. Keine zehn Jahre nach dem Krieg als landschaftlich dominierende Landmarke errichtet, darf man das Haus durchaus als programmatischen „Kulturtempel“ für den ländlichen Raum betrachten.

Doch anstelle von hohlem Pathos bestimmt atmosphärische Freundlichkeit die Wahrnehmung. Schmeichelndes Licht, räumliche Weite und stimmungsvolles Kolorit aus warm-lachsfarbenen, kornblumenblauen und meergrünen Tönen und feinen Proportionen machen das Haus angenehm.

Normalerweise wird die klassische Säulenordnung und geometrische Strenge bei Bauten dieser Art leicht als maßlos oder zumindest unnahbar wahrgenommen. Nichts davon hier: Die landschaftliche Einbettung, die leuchtkräftige farbige Fassung, die adrett cremeweißen tektonischen Gliederungen vermögen auch einen erklärten Anhänger der Moderne versöhnlich zu stimmen.



Dieses Haus ist eine ästhetisch hoch befriedigende Sonderedition der vornehmsten Bauaufgabe der DDR: Kultur, endlich auch für Arbeiter, mal als große Oper und mal als familienfreundliches Klubhaus mit Tanzmusik, Galerie, Bibliothek, Ballettsaal, alles unter einem Dach, unterhalten aus den Fonds der Betriebe. Bei besonderen Anlässen reihten sich die Busse aus den anderen Betrieben der Branche, die Stahlwerker aus Riesa oder Brandenburg zu Aufführungen gefahren hatten. So entstand nicht allein durch wirtschaftliche Kooperation ein Zusammengehörigkeitsgefühl, Identität.

In Unterwellenborn ist die ideale Bauaufgabe mit Mitteln erreicht worden, die der vornehmsten bürgerlichen Baukunst entlehnt worden sind. Das Musterkulturhaus für Schwerpunktbetriebe der DDR-Volkswirtschaft bezog seinen Charme nämlich von der bürgerlichen Parlaments- oder Bildungsarchitektur

Amerikas. Während es der Laie leicht als „Tempel“ oder „Schloss“ beschreiben wird, erinnert es den Kundigen vor allem an das Capitol von Richmond oder an die Universität von Virginia. Es folgt damit der Architektursprache des US-Präsidenten Thomas Jefferson fast aufs Wort, um sinnverkehrend neue Kollektiverlebensformen und soziale Werte in bewährt monumentalen Bauformen herauszustreichen.

In den Details wiederum ist überall der große slowenische Architekt Jože Plečnik zu entdecken, der aufgrund seiner Grandezza zum Staatsarchitekten der ersten tschechischen Republik berufen worden war. Neben dem opulenten Bauprogramm ist es die besonders delikate, assoziationsreiche Architektursprache, die diese Gebäude adelt.

Gewöhnlich wird am Unterwellenborner Kulturpalast immer seine reiche Ausstattung mit Theater- und Ballettsälen, alltäglicher wie gehobener Gastronomie sowie Bildungseinrichtungen, einer Betriebsakademie und Bibliothek hervorgehoben, doch ist es an der Zeit, die Gestaltungshöhe zu unterstreichen.

Kaum ein anderes Gebäude in der deutschen Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts ist so reich und sinnvermittelnd „kodierte“ wie dieses. Und auf Schritt und Tritt kann der Besucher die Orchestrierung von Blickachsen, die gleichmäßige Rhythmisierung durch gliedernde Elemente, die Beleuchtung und leuchtende Farbfolge der Innenräume genießen.

Die Weise, wie sich das Haus dem Abendlicht hingibt und mit der Landschaft verschmilzt, dankt es dem Geschick eines besonderen Architekten. Josef Kaiser war sudetendeutscher Herkunft und im südlich sonnigen slowenischen Cilli aufgewachsen. Bezeichnenderweise besaß er eine Doppelbegabung als Musiker und als Architekt und hatte sich neben seinem Studium in Prag auch als Sänger ausbilden lassen.

Den Entwurf des Kulturhauses der Maxhütte erarbeitete er als angestellter Architekt in einer Meisterwerkstatt der Bauakademie und wurde berühmt damit. Kaiser, der zur Zufriedenheit der Kritik ebenso gut klassisch wie modern bauen konnte, sollte später alle wichtigen Gebäude der glorreichen 60er Jahre in Ostberlin errichten. Obwohl er in der DDR ursprünglich keinen positiven politischen Status besaß, wurde seine überragende Fähigkeit mit schönen Aufträgen belohnt. Die meisten seiner Gebäude sind infolge von Abrissen verloren gegangen. Thüringen hat nun die große Chance, das Traumhaus der anderen Art zu erhalten.

---

## Der Entwurf des Kulturpalastes durch Josef Kaiser

*Thomas Zill*



*Josef Kaiser, 1962*

Josef Kaiser (1910 bis 1991) war einer der aktivsten, meistbeschäftigten und erfolgreichsten Architekten in der DDR der Sechzigerjahre. Sein vielschichtiges Werk ist bisher nur wenigen bekannt. Zu seinem Schaffen zählen Bauten im Berliner Stadtzentrum wie das Centrum-Warenhaus am Alexanderplatz und das Außenministerium der DDR, vor allem jedoch der Entwurf und die Umsetzung des Stadtgebiets an der Karl-Marx-Allee mit 5-, 8-, 10- und 17-geschossigen Wohnhäusern in Plattenbauweise für etwa 15.000 Menschen. Entlang der Karl-Marx-Allee konnte er einige öffentliche Gebäude realisieren, darunter das Kino International, das Hotel Berolina, das Café Moskau und das Kino Kosmos, das sich im ersten Bauabschnitt der Karl-Marx-Allee befindet. Die Bauten an der Karl-Marx-Allee gehören zu den wichtigsten Vertretern der Nachkriegsmoderne in der ehemaligen DDR, die auch einem internationalen Vergleich standhalten.

Die Bedeutung von Kaisers Entwürfen reicht jedoch weit darüber hinaus. Seine Typenplanungen für den seriellen Wohnungsbau in den Fünfziger- und Sechzigerjahren, ob für Punkthochhäuser, Wohnscheiben oder Mittelganghäuser, hatten beträchtlichen Einfluss auf die Bautätigkeit der DDR. Beispielsweise wurde das von ihm für das Berliner Stadtzentrum entwickelte Punkthochhaus als Auftakt der Neubauten am Dresdener Hauptbahnhof viermal gebaut, in den Folgejahren wurde das Projekt in Dresden in verschiedenen Adaptionen als Hochhaus mit meist 15 Etagen bis in die Achtzigerjahre insgesamt 58-mal realisiert.

Seine Arbeiten im Forschungsinstitut für die Architektur der Bauten der Gesellschaft und Industrie zur Industrialisierung der Landwirtschaft, hier insbesondere die 1953-1954 entwickelten Kühlhäuser und Großsilos, waren von großer Bedeutung.

Nach einer drei Jahre dauernden Tätigkeit als Professor am Weiterbildungsinstitut der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar wechselte er 1973 zurück nach Berlin als Berater des Direktors der Aufbauleitung

Sondervorhaben, Erhardt Gißke. Kaiser wirkte in den Folgejahren zumeist im Hintergrund, hatte aber entscheidenden Einfluss auf die Planung der Berliner Großprojekte. Darunter sind der Palast der Republik, die Charité, das Schauspielhaus am Gendarmenmarkt, das Internationale Handelszentrum (IHZ) und der Friedrichstadtpalast.

Das Interesse an Planungen und Bauten Josef Kaisers ist in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen. Seine bedeutendste Planung in Thüringen ist zweifellos das Kulturhaus der Maxhütte „Johannes R. Becher“ in Unterwellenborn, das aufgrund seiner Größe, Gestaltqualität und Präsenz im Saaletal später als Kulturpalast Unterwellenborn bezeichnet wird.

### *Die Bauaufgabe*

Nach dem Kriegsende war Deutschland zerstört und der Wiederaufbau die vordringlichste Aufgabe. Dafür wurden große Mengen Stahl benötigt. Die Maxhütte wurde Ende 1945 als zunächst einziges Stahlwerk der sowjetischen Besatzungszone notdürftig instandgesetzt und wieder in Betrieb genommen, ab 1946 wurde die Erweiterung des Werkes mit aller Kraft vorangetrieben. Die Bedeutung des Werks in dieser Zeit war bereits im Namen erkennbar: die Maxhütte wurde als „Zonenbetrieb Nr. 1“ geführt. Voraussetzung für den geplanten Ausbau der Stahlproduktion in Unterwellenborn war die Bereitstellung eines Vielfachen der bisher benötigten Menge an Kühlwasser. Die Maxhütte wie in der Vergangenheit aus Brunnen im näheren Umfeld zu versorgen reichte nicht mehr aus. Daher wurde ein Projekt ausgearbeitet, das den Bau einer Wasserleitung von der Saale bergauf zum höher gelegenen Stahlwerk vorsah. Am 17. Dezember 1948 begann dessen Realisierung mit einem Aufruf des stellvertretenden Leiters der Maxhütte: „Aktivisten der Zone, die Maxhütte ruft zur freiwilligen Hilfe! Der Ruf richtet sich an alle jungen Kräfte in der Wirtschaft, in den Schulen und Organisationen, sich zu diesem Sondereinsatz an unserem Aufbau bereit zu halten.“ Die Resonanz war gewaltig, mehr als 4.000 Jugendliche und Studenten aus der sowjetischen Besatzungszone kamen nach Unterwellenborn. Sie verlegten gemeinsam mit Einheimischen und Baufachleuten von Anfang Januar bis Ende März 1949 unter dem Motto „Max braucht Wasser“ bei klirrendem Frost und hart gefrorenem Boden eine sechs Kilometer lange Wasserleitung von der Saale zum Stahlwerk. Ab dem 1. April versorgte die Leitung die Kühlung der Hochöfen

mit dem dringend benötigten Wasser. Das Projekt entfaltete eine für den Aufbau des Landes weit über Unterwellenborn hinausreichende Signalwirkung. „Max braucht Wasser“ wurde zum geflügelten Wort und zum Unterrichtsstoff in den Schulen der DDR.

Mit der Erweiterung des Werkes verdoppelte sich die Zahl der Arbeiter innerhalb von drei Jahren auf fast 8.000 im Jahr 1950. Die erste Betriebsberufsschule Thüringens nach dem Krieg nahm 1948 im Werk die Arbeit auf, drei Jahre später wurde sie ergänzt durch ein neues Haus für die mittlerweile über 1.000 Lehrlinge der Maxhütte. Das Betriebsklima war in dieser Zeit beträchtlich angespannt, da in der Maxhütte zur Entnazifizierung viele frühere NS-Akteure zwangsweise eingesetzt wurden, Sabotageversuche und Fluktuation nahmen zu. Hinzu kamen Vertriebene und Zwangsausgesiedelte. Um die Situation zu verbessern, entstanden viele kulturelle Angebote.

Der Ruf nach einem Gebäude, in dem die schnell wachsende Zahl an Kulturveranstaltungen, die Vereine und Zirkel untergebracht werden können, wurde immer lauter. Auf Verlangen der Arbeiter begannen Werkleitung und Kulturkommission 1949 mit den zuständigen Regierungsstellen zu verhandeln. Charlotte Bollwien, Mitarbeiterin der Kulturabteilung in der Maxhütte, beantragte den Bau eines Kulturhauses nach den in der Sowjetunion existierenden Vorbildern. Die SED-Staatsführung fasste auf dem III. Parteitag im Sommer 1950 den Beschluss zum Bau eines Kulturhauses für die Maxhütte. Bereits im August 1950 nahm ein Ausschuss zur Standortwahl die Arbeit auf.

Kurz darauf, zum 1. Januar 1951, beschloss der Ministerrat der DDR die Gründung der Deutschen Bauakademie der DDR (DBA). Die Bauakademie erhielt die Aufgabe, als zentrale wissenschaftliche Einrichtung für Architektur und Bauwesen der DDR die Normen und Grundlagen für Architektur, Städtebau und Bauingenieurwesen zu erarbeiten. Erster Präsident der Bauakademie wurde Kurt Liebknecht. Verdiente und politisch verankerte Persönlichkeiten wurden zu ordentlichen Mitgliedern berufen, darunter die Leiter der drei Meisterwerkstätten, die Professoren Hermann Henselmann, Hanns Hopp und Richard Paulick. Der Minister für Aufbau, Lothar Bolz, übertrug Professor Hanns Hopp den Auftrag, den Vorentwurf für ein Kulturhaus der expandierenden Maxhütte in Unterwellenborn zu erarbeiten. Dieser wiederum beauftragte Josef Kaiser, vierzigjährig und erst seit wenigen Wochen in der Meisterwerkstatt II tätig, einen ersten Vorentwurf zu erarbeiten.

Hanns Hopp war zum Zeitpunkt des Planungsauftrags für das Kulturhaus sechzig Jahre alt. Aus Lübeck stammend, studierte Hopp von 1909 bis 1913 in Karlsruhe und München Architektur. Er arbeitete anschließend erfolgreich in Königsberg in Preußen, dem heutigen Kaliningrad, zuerst als Angestellter, ab 1926 als freischaffender Architekt an großen Projekten. Seine Bedeutung für den Wiederaufbau in Ostdeutschland wird daran ersichtlich, dass er nach Kriegsende einen Lehrauftrag an der wiederbelebten Hochschule für Werkkunst in Dresden übernahm, danach als Leiter der Kunsthochschule Burg Giebichenstein in Halle/Saale arbeitete, bevor er 1950 als Leiter der Abteilung Hochbau ans Institut für Städtebau und Hochbau nach Berlin wechselte, wo er im Zuge der Umstrukturierungen zum Leiter der Meisterwerkstatt II der Bauakademie berufen wurde.

In der Vergangenheit wurde in Veröffentlichungen die Urheberschaft für das Kulturhaus der Maxhütte Hanns Hopp zugeschrieben. Das stimmt zum Teil, denn er war als Leiter der Meisterwerkstatt II der Deutschen Bauakademie der DDR für das Projekt über die gesamte Planungs- und Bauzeit verantwortlich. Die vier grundsätzlichen Entwurfsvarianten und den Ausführungsentwurf fertigte jedoch Josef Kaiser an und signierte sie als Verfasser. Hopp unterzeichnete die Pläne als Leiter. Mit dem Kulturhaus der Maxhütte begann für Josef Kaiser und Hanns Hopp eine mehrere Jahre andauernde, erfolgreiche Zusammenarbeit.

Josef Kaiser hatte zum Zeitpunkt der Planung des Kulturpalastes bereits vielfältige Erfahrungen mit Kulturbauten machen können. Er war seit Mitte der Dreißigerjahre als Architekt erfolgreich, mehrfach auch als Operettensänger tätig, besuchte regelmäßig Theater und Opernhäuser und kannte sich folglich hervorragend mit den funktionellen und akustischen Anforderungen von Kulturbauten aus.

### *Josef Kaisers Lebensweg*

Die Grundlagen für Josef Kaisers Entwicklung legte sein Vater Alois, selbst Ziegelfabrikant, Baumeister und Unternehmer aus Kriegern bei Karlsbad, bereits in der Kindheit seines Sohnes. Ihm war dessen künstlerische Ausbildung sehr wichtig. Er ließ er ihn von einem Hauslehrer unterrichten, brachte ihm Zeichnen bei und besuchte mit ihm frühzeitig Operaufführungen in vielen Häusern Europas. Im Alter von nur zehn Jahren spielte Josef Kaiser bereits

virtuos Geige, Klavier und Cello. Jahre später erlebte er als Gymnasiast in Karlsbad die Goldenen Zwanziger und wurde an der Deutschen Technischen Hochschule in Prag zum Architekten ausgebildet. In seiner Freizeit nahm er regelmäßig Cello- und Stimmbildungsunterricht, übernahm 1932 im Prager Theater anlässlich der Festwoche zu Goethes 100. Todestag die Hauptrolle des „Epimetheus“ in Goethes Schauspielfragment „Pandora“. Die Kritiker lobten seine Bühnenleistung, es wurde ein unvergessliches Erlebnis für ihn und stärkte sein Selbstvertrauen.

Nach der Matura 1935 an der Deutschen Technischen Hochschule verließ er wegen der sich zunehmend verschlechternden wirtschaftlichen Situation seine Heimat Karlsbad und trat in Weimar in das Architekturbüro von Ernst Flemming ein. Sein erstes Projekt, ein Wettbewerbsbeitrag des Büros für ein neues Kreishaus in Weimar an der heutigen Schwanseestraße, wurde mit dem ersten Preis ausgezeichnet und realisiert. Josef Kaiser übernahm die Bauleitung des Projektes, plante parallel dazu in Weimar zwei Einfamilienhäuser am Stadtrand, eine Großgarage, erstellte Entwürfe für den Umbau des Residenz-Cafés und den Neubau des heutigen Marie-Seebach-Stifts. 1937 siegte Kaisers Entwurf im Architekturwettbewerb für den Neubau der Ilmenauer Stadthalle. Flemming bot Kaiser nach der Beauftragung deren Realisierung an, doch Kaiser lehnte ab und kündigte. Er wollte nach Berlin. Übergangsweise arbeitete er noch bei der Thüringische Gemeinnützige Heimstätte AG in Weimar, um eine geeignete Stelle in Berlin zu finden. Ende März 1938 nahm Josef Kaiser ein Angebot des Architekten Otto Kohtz in Berlin an. Ernst Flemming realisierte nach dem Wettbewerbsgewinn bis 1940 die Stadthalle.

Bei Kohtz plante Kaiser Filmateliers für die Ufa in Potsdam-Babelsberg, wechselte allerdings bereits im August 1938 ins Projektierungsbüro der Deutschen Arbeitsfront (DAF) zu Julius Schulte-Frohlinde. Dort wurde er der Monumentalabteilung der DAF zugeteilt. In den folgenden drei Jahren fertigte er eine Vielzahl von Entwürfen an: für ein Seemannsheim in Hamburg, eine Reithalle im Grunewald (die Ähnlichkeit mit dem Kulturhaus in Unterwellenborn aufwies), Projekte in Köln, Peenemünde, Linz und Berlin. Als sich Schulte-Frohlinde zu Kriegsbeginn freiwillig für den Kriegsdienst meldete und das Büro einen neuen Leiter bekam, wechselte Kaiser aufgrund des sich verschlechternden Arbeitsklimas im November 1941 als Abteilungsleiter Grundrissplanung an die Deutsche Akademie für Wohnungswesen. Dort erarbeitete er Wohnungstypen für unterschiedliche Anforderungen, eine Tätigkeit, die ihm Jahre später sehr von Nutzen sein sollte.

Seiner Einberufung an die Front im Herbst 1943 konnte Josef Kaiser krankheitsbedingt zwar entgehen, nicht aber der Dienstverpflichtung als Büroleiter zum Bau von Nachfolgeeinrichtungen für das Hydrierwerk der IG Farbenindustrie AG im westlich von Katowice gelegenen Blechhammer. Hier verantwortete er innerhalb von 16 Monaten mehr als 100 Projekte, darunter Werkstätten, Lagerhäuser, Waschkauen und Lokschuppen, vor allem aber Luftschutzbunker. Das Hydrierwerk als Benzinlieferant der Ostfront wurde in der zweiten Jahreshälfte 1944 15-mal von amerikanischen B-24-Bomberverbänden bombardiert. Diese Erlebnisse traumatisierten Josef Kaiser zutiefst.

Das in Blechhammer erlittene Kriegstrauma, der Schock über die Zerstörung Dresdens und ein kurzer Fronteinsatz bei Kiel in den letzten Kriegstagen veranlassten ihn, sich stärker der Musik zuzuwenden. Im Herbst 1946 begann Kaiser ein Gesangsstudium an der neu eröffneten Dresdener Musikhochschule und betätigte sich bis 1950 kaum noch als Architekt. Nach einem Vorsingen im Sommer 1948 erhielt er ein Engagement als Tenor am „Theater am Nollendorfplatz“ in Berlin.

Da das Theater infolge erlittener Kriegsschäden nicht bespielbar war, fanden Proben und Aufführungen von Fred Raymonds Operette „Konfetti“ im Theatersaal des Rathauses Schöneberg statt. Kaiser trat unter dem Pseudonym „Anton Songgartner“, an der Seite der Wiener Operettendiva Luise Rainer auf. Bis zur Zwangsschließung des Theaters im November infolge der Berliner Luftbrücke stand er monatelang täglich vor ausverkauftem Haus auf der Bühne.

Nach der Schließung des Theaters setzte er sein Gesangsstudium in Dresden fort. Im Sommer 1949 wurde er als erster Tenor des Stadttheaters Frankfurt/Oder angestellt und absolvierte 125 Veranstaltungen. Politische Querelen am Stadttheater veranlassten Kaiser, sich erneut der Architektur zuzuwenden.

### *Der Entwurf des Kulturhauses*

Der letztlich realisierte Entwurf des Kulturhauses entstand als vierte Variante in einem mehrstufigen Gestaltungsprozess. Als besondere Herausforderung stellte sich der Standort des künftigen Kulturhauses heraus: In der freien Landschaft sollte es auf einem kleinen Hügel im geometrischen Mittelpunkt zwischen drei Siedlungen entstehen. Aufgrund seiner herausgehobenen programmatischen Bedeutung musste es folglich von allen vier Seiten repräsentativ erscheinen, es sollte feierlich wirken und eher heiter als monumental.

Im ersten Entwurf brachte Josef Kaiser die Funktionen in eine dreigeteilte Anordnung. Das Hauptgebäude enthielt einen Theatersaal mit 1.200 Sitzplätzen, Nebengebäude zur Nutzung für Lehre und Bildung sowie Zirkelräume. In dem zwischen beiden Gebäuden angeordneten Segmentbogen wurden Klubräume zur Erholung und Unterhaltung eingeordnet. Die Variante wurde abgelehnt, da der bewegte und stark gegliederte Baukörper nicht den vorgegebenen Gestaltungsprinzipien für die Fernwirkung aus allen Richtungen entsprach.

In der zweiten Variante entwarf Josef Kaiser einen kompakten Baukörper mit zwei Seitenflügeln für das Auditorium und den Turnsaal. In der Mittelachse zwischen den Seitenflügeln wurde der Haupteingang angeordnet. Die Mächtigkeit des Hauptbaukörpers wurde allerdings als erdrückend und keineswegs heiter empfunden, sodass diese Variante ebenfalls keine Zustimmung fand. Zusätzlich wurde die starke Bevorzugung der Eingangsseite bemängelt, da die übrigen Seiten des frei stehenden Gebäudes vernachlässigt wirkten.

Im dritten Entwurf lockerte Josef Kaiser die Symmetrie des Hauptbaukörpers durch Anbauten, Plätze und Terrassen auf, was als Widerspruch zur Symmetrie des Hauptbaukörpers ebenfalls abgelehnt wurde. Auf Grundlage der drei abgelehnten Varianten wurden für die Lösung der Gestaltungsaufgabe vier zentrale Entwurfsprämissen herausgearbeitet:

- „1. Im Prinzip zentrale Anlage, so dass die verschiedenen Raumgruppen von einem zentralen Eingang erreichbar sind.
2. Trotzdem kein geschlossener, ungegliederter Baukörper, sondern im Prinzip symmetrische Anlage mit gegliederten Flügelbauten, die zugleich einen Maßstab für den Hauptbaukörper liefern, da andere Maßstäbe in der näheren Umgebung nicht vorhanden sind.
3. Eine Betonung der Eingangsseite, die sich zum Werk und zum Tal richtet, durch verstärkte Repräsentation, jedoch darf von keiner Seite eine ungestaltete Rückseite erscheinen.
4. Symmetrische Anlage im Großen als Ausdruck des im Innern waltenden Ordnungsprinzips, dabei jedoch Auflösung der starren Symmetrie durch differenzierte Behandlung der Einzelteile.“

Auf der Grundlage dieser Gestaltungsprämissen entwarf Josef Kaiser eine vierte, neoklassizistische Variante, bestehend aus einem Hauptbaukörper mit Dreiecksgiebel und acht Säulen, zwei Seitenflügeln, die den Zugangshof nach Norden und Süden begrenzten und mit Dreiecksgiebel und sechs Säulen ausgestattet wurden sowie je einem Seitenflügel nach Norden und

Süden. Die funktionale Raffinesse des Entwurfes lag in der Anordnung der Treppenhäuser im Gelenk zwischen Hauptbaukörper und Seitenflügeln. Damit erhielt das Gebäude ein leicht verständliches Ordnungsprinzip trotz seiner vielen Funktionen, die mit kurzen Wegen erreichbar waren. Die vierte Variante wurde angenommen und mit leichten Änderungen während der Ausführungsplanung realisiert – beispielsweise wurde die Anzahl der Säulen je Portikus um zwei Säulen reduziert.

Josef Kaiser entwarf im Zuge der Planung die Gestalt des Gebäudes, er ordnete die Funktionen und zeichnete Grundrisse, Schnitte und Ansichten. Da Josef Kaiser Zeit seines Lebens als Autorenarchitekt arbeitete, tragen die Bauzeichnungen für das Kulturhaus seine Unterschrift als Entwurfsverfasser. Der Entwurf wurde als beispielgebende Leistung mit einer Geldprämie gewürdigt. An den späteren Ausführungsdetails war er allerdings nicht mehr beteiligt, zu diesem Zeitpunkt arbeitete er im Auftrag von Hopp bereits an einer neuen Aufgabe, dem Wettbewerbsentwurf für die Stalinallee in Berlin.

Aus der repräsentativen Architektur des Kulturhauses wurde ein hoher Anspruch an die Qualität der kulturellen Nutzungen abgeleitet. Dazu erläuterte Josef Kaiser 1954 in der Zeitschrift „Deutsche Architektur“: „Zum Kulturhaus kommen die Menschen nach ihrer Arbeit, sie wandeln in hellen weiten Räumen, sehen ein Gemälde, eine Plastik, lesen ein Buch. In Hörsälen und Zirkeln weiten sie ihren Gesichtskreis, festigen ihre Überzeugung und das Rüstzeug für ihr berufliches Können. Sie schärfen in Diskussionen und gemeinsamem Spiel ihr Denken oder halten Feierabend im geselligen Kreis. Auf der Bühne und im Konzertsaal werden sie mit Werken der Meister ihrer und anderer Völker bekannt und versuchen sich auch selbst in den Künsten. Sie schauen die Welt, wie sie war und wie sie sein wird. Hier, in diesem Kulturhaus, feiern sie würdig die Festtage der Nation. Sie werden mit Vertrauen, Wissen, Freude und mit Ehrfurcht vor den großen Leistungen der Menschheit erfüllt.“

### *Die Errichtung des Kulturhauses*

Am 22. Juni 1952 wurde der Grundstein gelegt. Die Ausführungspläne kamen infolge des Termindrucks verspätet zur Baustelle. Als erstes Bauteil erhielt der Nordblock am 19. Dezember 1952 die Richtkrone. Schrittweise, je nach Fertigstellung der einzelnen Bauabschnitte, wurden die Räumlichkeiten ihrer Nutzung zugeführt. Am 13. Oktober 1954 wurde das Kulturhaus mit Saal,

Betriebsbücherei, Tageslichtkino und Veranstaltungsservice der Betriebsgewerkschaftsleitung der Maxhütte zur kostenlosen Nutzung durch die Werk-tätigen urkundlich übergeben. In den folgenden Monaten wurde das Gebäude fertiggestellt und eingerichtet, am 1. Mai 1955 unter großem Andrang der Bevölkerung offiziell übergeben und eröffnet. Bei der Gestaltung der Außenanlagen leisteten die Arbeiter und Angestellten der Maxhütte viele freiwillige Arbeitseinsätze. Mit einem feierlichen Staatsakt der Regierung übergab der Staatsratsvorsitzende der DDR, Walter Ulbricht, am 13. Oktober 1955 das Gebäude an die Werk-tätigen der Maxhütte. Wenige Monate davor, am 1. Juli 1955, wurden bereits das Bühnenhaus und die Bühne vom Theater Rudolstadt mit dem Schauspiel „Maria Stuart“ von Friedrich Schiller eingeweiht.

Im Zuge der Realisierung stiegen die Baukosten auf mehr als die veranschlagten acht Millionen Mark, sodass auf die ursprünglich geplante Drehbühne verzichtet werden musste und die Kulissen per Bühnenwagen ausgewechselt werden. Um das Kulturhaus auf kurzem Wege von der Maxhütte erreichen zu können, wurde eine eigene Zufahrtsstraße durch Unterwellenborn gebaut und als Eisenbahnüberführung über die Bahnstrecke Saalfeld-Gera die erste Spannbetonbrücke der DDR errichtet.

Mit dem Kulturhaus der Maxhütte entstand der Referenzbau eines multifunktionalen Kulturhauses, der vielfach öffentlichkeitswirksam publiziert wurde und so die Architektur der vielerorts in Planung befindlichen Kulturhäuser beeinflusste.

Parallel zur Errichtung des Kulturhauses der Maxhütte ließ die Bauakademie „Richtlinien für die Projektierung und den Bau von Kulturhäusern in der Deutschen Demokratischen Republik“ erarbeiten. Diese Richtlinien gaben detailliert vor, wie Kulturhäuser zu errichten waren – von der Proportion des Bühnenraums bis zu den Gestaltungsdetails. An der Erarbeitung dieser Richtlinien war Josef Kaiser ebenfalls verantwortlich beteiligt, er erarbeitete Grundrisse, Schnitte und Ansichten sowie Innenraumperspektiven für Kulturhäuser unterschiedlicher Größenordnung.

*Thomas Zill ist Architekt und Gründungsmitglied des Vereins „Kulturpalast Unterwellenborn e.V.“ im Jahr 2013. Er besuchte 2011 den Kulturpalast zum ersten Mal. Er ist Mitglied des erweiterten Vereinsvorstandes.*

---

## HISTORISCHE EINORDNUNG

Die Maxhütte Unterwellenborn: Mutter der DDR-Metallurgie.

Persönliche Eindrücke und gesellschaftliche Umstände

*Klaus Blessing*

Es war im Herbst 1958. Ich hatte mein Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Karl-Marx-Universität Leipzig als Diplomwirtschaftler, Fachrichtung Metallurgie, abgeschlossen und wurde als „Betriebswirtschaftler“ zur Maxhütte Unterwellenborn vermittelt. Vermitteln bedeutete zu DDR-Zeiten: Die Betriebe meldeten ihren Bedarf an Hochschulabsolventen an den Universitäten an, die Absolventen bekamen die Angebote zur Auswahl und in Übereinstimmung zwischen Bedarf und Wünschen bekam jeder unmittelbar nach dem Studium seinen Arbeitsplatz.

Aus dem Studenten der Wirtschaftswissenschaft wurde also der Betriebsökonom der Maxhütte. Statt 210 Mark Leistungsstipendium erhielt ich 880 Mark Anfangsgehalt. Das war viel, denn die Metallurgie gehörte zu den am höchsten dotierten Industriezweigen in der DDR.

Warum wollte ich zur Maxhütte? Ich hatte während des Studiums mehrere Praktika dort absolviert und es zog mich ins schöne Thüringen. Ich wusste, dass die Maxhütte der einzige metallurgische Betrieb der DDR mit vollem metallurgischen Zyklus war – von den Erzgruben über den Hochofen und das Stahlwerk bis zur Walzstraße. Das reizte mich zum näheren Kennenlernen und Weiterbilden. Es reichte jedoch nicht, um die Rolle der Maxhütte im Kontext volkswirtschaftlicher und politischer Zusammenhänge zu verstehen. Deshalb dazu einige Bemerkungen: Als ich 1958 meine Arbeit aufnahm, hatte die 1872 gegründete Maxhütte eine für die DDR-Industrie typische, knapp zehnjährige Geschichte hinter sich. Wie fast alle Betriebe im Osten Deutschlands war auch die Maxhütte Ziel anglo-amerikanischer Luftangriffe gewesen. Am 9. April 1945 – kurz vor der Kapitulation Hitlerdeutschlands – wurden die Energieanlagen des Betriebes zerbombt. Die Produktion kam zum Erliegen. Sie musste jedoch schnellstmöglich wieder angefahren werden, denn der Osten Deutschlands verfügte über keine metallurgische Basis. In der Maxhütte wurde am 4. Februar 1946 der erste Hochofen wieder angeblasen. Im gesamten Osten wurden 1946 lediglich 100.000 Tonnen Walzstahl produziert.

1945 war durch die Siegermächte im Potsdamer Abkommen festgelegt worden, „Deutschland als einheitlichen Wirtschaftsraum zu erhalten.“ Danach veränderten sich jedoch die politischen Interessen. Die Alliierten stellten die Lieferungen von Koks und Stahl in die Sowjetische Besatzungszone praktisch ein. Vor dem 2. Weltkrieg bezog der Osten über zwei Millionen Tonnen metallurgische Erzeugnisse aus dem Ruhrgebiet. 1948 wurden weniger als 100.000 Tonnen in den Osten geliefert. Dadurch konnten die noch erhaltenen Kapazitäten in den metallverarbeitenden Betrieben nicht ausgenutzt werden. So versuchten die Westmächte den Osten wirtschaftlich zu erpressen, um ihn politisch gefügig zu machen. Die Überlegenheit des westlichen Wirtschaftsmodells sollte von vornherein spürbar werden, um die Alternative im Osten zu diskreditieren. Der 1949 gegründeten DDR blieb also nichts anderes übrig, als eine eigene Metallurgie – ebenso wie eine eigene Energiewirtschaft und Chemie – aufzubauen. Das kostete immense Investitionsmittel. Die Mittel fehlten, um das Konsumangebot für die Bevölkerung zu verbessern.

Hinzu kamen die einseitigen Belastungen durch die Reparationsleistungen an die Sowjetunion, die zu 98 Prozent vom Osten Deutschlands getragen wurden. Im Jahre 1989 berechneten westdeutsche Ökonomen die einseitigen Belastungen des Ostens durch Reparationen zu aktuellen Preisen mit 737 Milliarden D-Mark. Kurt Biedenkopf – ehemaliger CDU-Generalsekretär und späterer Ministerpräsident von Sachsen – begründete deshalb, dass nach dem Beitritt der DDR zur BRD letztere eine „Bringschuld“ hätte. Als Hans Modrow bei seinen Verhandlungen mit Helmut Kohl am 13. Februar 1990 davon einen Bruchteil von 15 Milliarden D-Mark einforderte, wurde er brüsk abgewiesen. Kohl wollte die DDR nicht unterstützen, sondern er wollte sie einverleiben, was ihm mit leeren Versprechungen an das Volk der DDR auch gelang.

So wurde keine „Bringschuld“ beglichen, sondern das unter schwierigsten Bedingungen erarbeitete Volkseigentum der DDR – auch das der Maxhütte – verschwand für „einen Appel und ein Ei“ auf westlichen, vorrangig westdeutschen, Privatkonten. Allein die vom belgischen Konzern S.A. Cockerill errichtete neue Formstahlstrasse der Maxhütte, die 1984 in Betrieb genommen wurde, hatte die DDR 1,6 Milliarden D-Mark gekostet. Der Kulturpalast wurde einem Bayern quasi geschenkt, er versucht bis heute, aus ihm ein Vielfaches des Kaufpreises herauszuschlagen.

Nach meinen Berechnungen, gestützt auf mehrere ost- und westdeutsche Ökonomen und mehrfach publiziert (zuletzt 2019 in meinem Buch „Wer verkaufte die

DDR?“) hatte das gesamte Volkseigentum der DDR einen Wert von über zwei Billionen D-Mark. Die „Treuhand“ machte daraus einen Verlust von 257 Milliarden.

Für die Belastungen der DDR-Wirtschaft durch Reparationen waren die Vorgänge in und um die Maxhütte typisch. Bis Februar 1947 war die Maxhütte Bestandteil einer sowjetischen Aktiengesellschaft. Mit ihren Produkten wurden sowjetische Reparationsforderungen bezahlt. Erst danach ging das Werk in Volkseigentum über. Von der Arbeit der Maxhütte hing zu diesem Zeitpunkt die Versorgung der gesamten metallverarbeitenden Industrie der Sowjetischen Besatzungszone ab, denn die Reparationslasten hatten in den anderen Stahlwerken (Brandenburg, Gröditz, Riesa, Hennigsdorf, Freital) noch verheerendere Folgen. Sie waren weitgehend abgebaut und in die Sowjetunion transportiert worden.

Unter diesen Bedingungen befassten sich die führenden Funktionäre der DDR – Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl, Walter Ulbricht, Willy Stoph – mehrfach mit den wirtschaftlichen und Leitungsproblemen der Maxhütte und führten auch Beratungen „vor Ort“ durch. Schrittweise wurden die Anlagen in Betrieb genommen und Initiativen organisiert. Berühmt wurden die Jugendinitiative „MAX braucht Wasser“ von 1948/49 und die „Große Stahlschlacht“ von 1950/51. Im Wettbewerb der Stahl produzierenden Betriebe konnte die Maxhütte mit dem ersten Platz ausgezeichnet werden. In diesem Jahr wurden in der Maxhütte hundert Prozent des Roheisens, fast 25 Prozent des Rohstahls und ein Drittel des Walzstahls der DDR produziert.

In diesen Zeitraum fällt auch die Errichtung des Kulturpalastes. Auf dem III. Parteitag der SED stellte die Mitarbeiterin der Kulturabteilung der Maxhütte Charlotte Bollwien den Antrag, für die Werkstätigen der Maxhütte einen Kulturpalast zu bauen. Der Parteitag beschloss diesen Bau. Innerhalb von drei Jahren wurde er mit sehr vielen freiwilligen Einsatzstunden der Bevölkerung errichtet und ging 1955 in Nutzung.

Die Maxhütte verfügte damit – wie die meisten Betriebe der DDR später auch – nicht nur über werkseigene Wohnungen, Ferieneinrichtungen und Sportanlagen, sondern auch über ein anspruchsvolles Kulturzentrum. Diese wirtschaftliche und soziale Einheit war von Anfang an das Modell eines sozialistischen Betriebes in der DDR. Meine junge Familie profitierte unmittelbar von dieser Einheit. Wir erhielten in Kamsdorf unsere erste eigene Wohnung. Sie lag am Rande der Maxhütte. Wenn der Wind schlecht stand, konnte meine Frau keine Wäsche aufhängen, Staub und Abgase aus Hochöfen und Stahlwerk bliesen rot-braunen Staub. Das störte unser Glück aber nur wenig.

Der Kulturpalast wurde zu unserem kulturellen und geistigen Zentrum. Wir erlebten hochwertige Klassik ebenso wie Volkskunst. Wir feierten mit dem Arbeitskollektiv und der FDJ-Gruppe. Wir veranstalteten im Umfeld Maifeste und Sportveranstaltungen, wo im Fuß- und Handball die schwächlichen Ökonomen meist gegen die robusten Stahlwerker verloren. Der Kulturpalast – auch als Ort wissenschaftlicher Fachtagungen – spielte in meiner persönlichen Entwicklung eine nicht unbedeutende Rolle.



*Meine Frau mit erstgeborenem Sohn vor dem Kulturpalast am 1. Mai 1962*

Der spätere Generaldirektor des Qualitäts- und Edelmetallkombinates, dem ab 1969 auch die Maxhütte angehörte, Hans-Joachim Lauck, fasst seine Auffassung zur umfassenden Leitungsverantwortung eines volkseigenen Betriebes in seinem Beitrag der Publikation von Rohnstock-Biografien „Jetzt reden wir. Was aus der DDR-Wirtschaft für ein zukünftiges Wirtschaften zu lernen ist“ so zusammen: „Als frisch gebackener Werkdirektor waren für mich neben den volkswirtschaftlichen Anforderungen an ‚meinen Betrieb‘ die Beantwortung folgender Fragen zentral: Welches Niveau hatten die Arbeits- und Lebensbedingungen? Wie war die Versorgung organisiert? Herrschten Ordnung und Sauberkeit am Arbeitsplatz und auf dem Betriebsgelände? Welche Qualität hatten Ferien- und Kindereinrichtungen? Wie ist die Poliklinik ausgestattet und wie leisten die Ärzte präventive Arbeit im Betrieb, vor Ort? Wie ist das kulturelle Angebot für Erwachsene, Kinder und Jugendliche organisiert?“

In heutigen kapitalistischen Unternehmen sind alle sozialen Dienste ausgegliedert. Der Manager ist nicht den Menschen, sondern den Aktionären verpflichtet. Für diese einseitige Verantwortung bekommt beispielsweise der Top-Manager des VW-Konzerns im Jahr 9,9 Millionen Euro. Ein für Wirtschaft und Menschen verantwortlicher DDR-Generaldirektor erhielt 3.800 Mark der DDR im Monat, ergibt ein Jahreseinkommen von 45.600 Mark (brutto). Später, als Staatssekretär, erhielt ich eine Jahresvergütung in Höhe von 41.000 Mark. Als ich das nach der Wende meinen „Arbeitgebern“ aus dem Westen kundtat, fühlten sie sich veralbert. Kein Wunder. Ein parlamentarischer Staatssekretär bezieht in der heutigen Bundesrepublik ein stolzes Monatseinkommen von 21.000 Euro (auch brutto, davon Anteile steuerfrei).

Im Jahre 1958 – zu meinem Arbeitsbeginn – war die Maxhütte innerhalb der Metallurgie nicht mehr auf Platz 1. Durch Inbetriebnahme neuer Roheisen- und Stahlkapazitäten insbesondere in Eisenhüttenstadt, Calbe, Hennigsdorf, Riesa ging der Anteil der Maxhütte an der Versorgung der Volkswirtschaft bei Roheisen auf 25 Prozent, Rohstahl auf 15 Prozent und Walzstahl auf zwanzig Prozent zurück. Die Erfolgjahre hatten jedoch ihre Spuren hinterlassen – positive und negative.

Zu dem Wertvollsten zählten für mich die in vielen Schlachten gestandenen Arbeiter. Es war üblich, dass Hochschulabsolventen nicht als erstes am Schreibtisch Platz nahmen, sondern zunächst in die Produktion gingen. Ich arbeitete im Konverterstahlwerk und am Hochofen. Für einen schmächtigen Absolventen eine brutal schwere Arbeit. Aber ich biss mich durch und fand Anerkennung bei den Kumpels und auch Fürsorge. „Na, Student, ruh Dich mal

ein paar Minuten aus, wir machen das schon“, war Ausdruck davon. Durch die Zusammenarbeit mit Produktionsarbeitern sammelte ich wertvolle Erfahrungen, lernte ihre Sprache und ihr Verhalten verstehen und schätzen. Das waren Bereicherungen, die mir später in den „höheren Funktionen“ halfen, den Kontakt zu ihnen zu „pflegen“, ihre Sprache zu sprechen.



*Arbeitsbesuch Staatssekretär Blessing (Mitte) und Generaldirektor QEK Lauck (links) im VEB Maxhütte am 18. Februar 1986*

Mit den Leitungskadern der Maxhütte war das für mich problematischer. Im Betrieb hatten die Techniker das Sagen. Ökonomen wurden zu Rechenknechten degradiert. Sie hatten abzurechnen und nachzurechnen, welche ökonomischen Ergebnisse das technisch-technologische Tun erbrachte. Das traf besonders für akademische Neankömmlinge zu. Die geistigen Wurzeln dafür waren nachvollziehbar. In den Fünfzigerjahren galt es, „koste es was es wolle“, eine eigene Metallurgie auf die Beine zu stellen, gefordert und gefördert durch die Führungsspitzen der DDR. Viele wissenschaftlich-technische Kader der Maxhütte leisteten dabei eine engagierte Arbeit. Dabei wurde erfolgreich Neuland betreten. Die Entwicklung des Niederschachtofen-Verfahrens, in welchem aus minderwertigen einheimischen Erzen und Koks aus

einheimischer Braunkohle Roheisen erzeugt wurde, führten zum Aufbau eines eigenen Roheisenwerkes in Calbe. Das Verfahren fand internationales Interesse beispielsweise in Indien. Vieles war jedoch inzwischen ökonomisch überholt und unrentabel. Berechnungen und Vorschläge, die wir Ökonomen dazu vorlegten, wurden belächelt, ignoriert und abgewiesen. Erst Jahre später wurden die notwendigen Konsequenzen gezogen. Ende der Sechziger-, Anfang der Siebzigerjahre wurden die unrentablen Niederschachtöfen in Calbe und der Maxhütte stillgelegt, die dafür notwendige Eisenerzförderung und Teile der Erzaufbereitung wurden eingestellt.

Unter DDR-Bedingungen bedeutete das für keinen einzigen Arbeiter den Verlust seiner Arbeit. Die Arbeiter wurden rechtzeitig durch staatlich finanzierte Umschulungsprogramme auf eine neue Tätigkeit vorbereitet. Aus Niederschachtöfen in Calbe wurden Metallleichtbau-Arbeiter, aus Kumpeln in der Erzgrube Schmiedefeld Produzenten von heiß begehrten Campinganhängern. Einige gut gepflegte Exemplare dieses „Queck-junior“ kann man heute noch auf den Straßen begegnen.

Als gut ausgebildeter Ökonom wollte ich jedoch mehr als „nachrechnen“. Ich wollte auf ökonomischer Grundlage mitentscheiden. Dazu fehlten mir zwei Voraussetzungen: erstens das technische Wissen, um fachlich in die Domäne der technischen Intelligenz eindringen zu können, und zweitens musste ich an die Schalthebel kommen, an denen entschieden wurde.

Das erste Problem ließ sich in den Sechzigerjahren mit Anstrengung und Engagement lösen, als sich in der DDR-Wirtschaftspolitik ein Kurswechsel vollzog. Am 15. Juli 1963 wurde auf Initiative von Walter Ulbricht das Neue Ökonomische System der Planung und Leitung (NÖS oder NÖSPL) beschlossen. Die Leser des „Neuen Deutschland“ waren verblüfft, als sie von Ulbricht hörten: „Wir brauchen ein Primat der Ökonomie über die Politik!“ Ulbricht sah nicht nur eine höhere wirtschaftliche Eigenverantwortung der Betriebe vor, sondern auch die weitgehende Anwendung von mathematischen und kybernetischen Methoden in der Ökonomie. Vieles an diesen Vorstellungen war überzogen. Viele Wirtschaftsleiter – ich auch – wurden dazu verpflichtet, „zu lernen“, wie man Betriebe ökonomisch als „Kybernetische Regelkreise“ leitet. In Berlin wurde dazu extra eine AMLO – Akademie für Marxistisch-Leninistische Organisationswissenschaft – geschaffen, in der Berliner Wuhlheide eine Ausstellung organisiert. Leitungskader der Wirtschaft hatten diese zu durchlaufen. Zelebriert wurde die Illusion Ulbrichts, naturwissenschaftlich berechnete Methoden auf Politik und Wirtschaft zu übertragen.

Generell entsprach jedoch der Politikwechsel meinen Intentionen und Fähigkeiten. Es war Wasser auf meine Mühlen. Also absolvierte ich zunächst an der Ingenieurschule Hennigsdorf ein vierjähriges Fernstudium, das ich 1966 mit dem „Ingenieur für Stahlwerkstechnik“ abschloss. Ich wollte wissen, wie das technologisch abläuft – das Roheisen-Kochen und Stahlschmelzen. Bereits 1962 hatte ich einen Kurzlehrgang zur Programmierung des ersten DDR-Rechners ZRA1 in Jena abgeschlossen. Von 1963 bis 1965 folgte ein Sonderlehrgang über die „Anwendung mathematischer Methoden in der Ökonomie“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Derartige Weiterbildungsmaßnahmen waren in der DDR nicht nur möglich, sondern sie wurden gefordert, gefördert und unterstützt. Man wurde für die Zeit der „Vorlesungen“ und Prüfungen von der Arbeit freigestellt, erlitt keinerlei Lohnausfall. Das Lernpensum musste man in den Abendstunden nach „getaner Arbeit“ verrichten. Es erforderte viel persönlichen Einsatz und großes Verständnis der Familie. Es führte jedoch zu einem wesentlichen Wissenszuwachs.

Nun konnte ich mich beweisen. Mit diesem Wissen gelang es mir, den gesamten Hochofenprozess mathematisch zu erfassen und Berechnungen über den „Möllereinsatz“ – die Zusammensetzung der Einsatzstoffe – zu modellieren. Wir nannten es „Erzbewertung“ – die ökonomische Berechnung, was jeder Einsatzstoff im metallurgischen Prozess wert war.

Wenn die Techniker anfangen zu rechnen, war ich schon fertig, denn ich brauchte nur in meine Karteikarten greifen, um das richtige Ergebnis herauszuziehen. Zwei „Schlüsselerlebnisse“: Es war häufig notwendig, wegen sich ändernder Einsatzbedingungen eine Neuberechnung vorzunehmen. Ich war nach 15 Minuten fertig. Die Techniker brauchten drei Stunden und kamen dann hochnäsiger zu mir mit der Ansage: „Deine Berechnungen sind falsch! – Wir haben andere Ergebnisse.“ Ich war mir aber sicher, dass meine nicht falsch sein konnten. Und siehe da: Nach einer weiteren Stunde kamen sie kleinlaut angekrochen: „Wir haben einen Fehler entdeckt, Du hast recht!“ Welche Genugtuung! Später attestierte mich der Forschungsdirektor in Eisenhüttenstadt, „als Ökonomen, der auch technologische Zusammenhänge überblickt.“

Der Kulturpalast der Maxhütte spielte in dieser Phase eine nicht unbedeutende Rolle. Jährlich veranstaltete das hoch angesehene Forschungsinstitut für Roheisen aus Unterwellenborn dort ein wissenschaftliches Symposium. Bisher eine Domäne der technischen Intelligenz. Wohl erstmalig kam diese

jedoch nicht umhin, nun mit mir auch einen Ökonomen sprechen zu lassen. Das erste Problem war gelöst.

In der Maxhütte war ich nunmehr ökonomisch zwar weitgehend anerkannt, aber von Entscheidungen der Leitung trotzdem weiterhin ausgeschlossen. Das hing eindeutig damit zusammen, dass ich nicht Mitglied der Partei war, „die immer Recht hatte.“ Im Bezirk Gera war diese Selbstüberschätzung ausgeprägt. Von der Bezirksleitung, über die Kreisleitung bis in die Betriebsleitung hatten Parteifunktionäre das Sagen, die sich nicht vorrangig durch Sachverstand, sondern durch Macht auszeichneten. Das zweite mit den „Schalthebeln der Macht“ gestaltete sich dadurch für mich komplizierter.

Ich hatte über die „Erzbewertung“ in der DDR-Fachzeitung „Neue Hütte“ publiziert. Das weckte auch internationales Interesse. Über das Forschungsinstitut für Roheisen erhielt ich eine Einladung, meine Erkenntnisse auf einem Symposium in Budapest vorzutragen. Dazu kam es aber nicht. Die Betriebsleitung der Maxhütte sperrte mir die Ausreise, weil ich mich politisch nicht korrekt verhalten hatte. Die jungen Akademiker der Maxhütte sollten sich nach Meinung des Parteisekretärs der Maxhütte freiwillig dazu verpflichten, bedingungslos den Militärdienst anzutreten. Das lehnte ich genauso bedingungslos ab. Entsprechende Vermerke in der Kaderakte und eine Ausreiseperrre waren die Folge. Ich wundere mich bis heute, wieso dieses Verhalten meiner späteren beruflichen Entwicklung nicht geschadet hat.

Mitglied der Partei wurde ich erst 1966. Da war ich dreißig Jahre alt. Das war spät für DDR-Verhältnisse. Natürlich war ich durch das Studium, in welchem die Politische Ökonomie des Marxismus eine große Rolle spielte, davon überzeugt, dass das Gesellschaftssystem der DDR ohne Kapitalisten, ohne private Bereicherung und Ausbeutung, stattdessen mit Volkseigentum, sozialer Sicherheit und Solidarität das bessere war. Aber zwischen Theorie und Praxis klaffte eine große Lücke und das dogmatische Machtgehabe der Parteifürsten war mir zuwider. Hinzu kam ein politisches Schlüsselerebnis. Das 11. Plenum des ZK der SED, das vom 15. bis zum 18. Dezember 1965 stattfand, wurde zu einer Zäsur der kulturellen Entwicklung der DDR. Es unterband rigoros Ansätze einer offenen und kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Problemen und führte in den kulturellen sozialistischen Einheitsbrei.

Der Vizevorsitzende des Vereins Kulturpalast Unterwellenborn – Michael Gorschütz – beschreibt die Wirkung im Internet-Beitrag „Ein Kulturdenkmal wird 60“ so: „Die ideologischen Beschränkungen, die Kunst und Kultur seit 1961 einengten, machten sich in den Zirkeln und Arbeitsgemeinschaften bemerk-

bar, ebenso wie im Spielplan der Theater. [...] Kunst und Kultur waren immer mehr zum Propagandainstrument der Parteipolitik geworden.“

Das ging gegen meine Einstellung. Freunde redeten intensiv auf mich ein: „Du hast Deine ökonomischen Fähigkeiten bewiesen. Wenn Du jedoch mitgestalten willst, musst Du in die Partei eintreten, ansonsten bleibst Du wirkungslos.“ Nach langer Überlegung und inneren Kämpfen tat ich es. Dabei schwor ich mir: Ich werde nie etwas „im Auftrag der Partei“ mit ihrem lächerlichen Lied „Die Partei, die Partei, die hat immer recht“ tun, was gegen meine Überzeugung verstößt. Diesen Schwur habe ich nie gebrochen. Auch wenn es bei meinen späteren autoritären Vorgesetzten Minister Kurt Singhuber und Wirtschaftssekretär des ZK Günter Mittag nicht immer leicht war und mir manch Unbill einbrachte.

Nach dem Eintritt in die Partei ging es beruflich schnell aufwärts. Der erste Schritt führte mich noch 1966 in die VVB (Vereinigung Volkseigener Betriebe) Eisenerz-Roheisen in Saalfeld. Hier konnte ich meine in der Maxhütte begonnenen ökonomischen Berechnungen fortsetzen und auf alle Roheisen erzeugenden Betriebe – Maxhütte, Eisenhüttenstadt, Calbe – ausdehnen. Ich entwickelte ein Modell zur Optimierung der Zusammensetzung der Einsatzstoffe für diese drei Werke. Das Rechenmodell war derart komplex, dass es die in Entwicklung befindlichen DDR-Rechner nicht bewältigen konnten. Daraufhin wurde mir durch die VVB-Leitung die Berechnung im Ökonomischen Forschungsinstitut Prag bewilligt und finanziert. Ich war unglaublich stolz und auch die tschechischen Freunde waren sehr angetan, als das Modell mit zig Gleichungen und Ungleichungen auf Antrieb funktionierte, es war „widerspruchsfrei“ logisch. Die praktischen Auswirkungen blieben aber gering. Das ergab sich daraus, dass in der DDR die Planwirtschaft herrschte. Planwirtschaft bedeutete, dass eigentlich alle wirtschaftlichen Bedingungen – Verteilung von Einsatzstoffen, Arbeitskräften und Investitionen sowie Produktionsstrukturen und Produktionsvolumen – planmäßig durch die übergeordnete Leitung festgelegt wurden und die Betriebe nur wenig eigenen Spielraum hatten. Um also in wirkliche Entscheidungsprozesse eingreifen oder gar gestalten zu können, musste ich in die Planungsprozesse höherer Leitungsebenen eindringen.

Dabei half wieder die politische „Großwetterlage“. Im Jahre 1968 wurden die VVB aufgelöst und Kombinate gebildet. Die wirtschaftliche Leitung sollte stärker mit der direkten Produktion verbunden werden. Ein Parteibeschluss der Geraer Bezirksleitung sah vor, dass die akademischen Kader der VVB Ei-

senerz-Roheisen Saalfeld ihre Arbeit bei Zeiss Jena aufnehmen sollten, um dessen Entwicklung zu unterstützen. Als der Beschluss eintraf, stand mein Möbelwagen aber schon vor der Tür. Es war vorgesehen – vermittelt durch meinen Gönner und Unterstützer, den Ökonomischen Direktor der VVB – mich als Planungsleiter im neu gegründeten Bandstahlkombinat Eisenhüttenstadt einzusetzen. Der Generaldirektor der VVB hatte so viel Zivilcourage, entgegen dem Parteibeschluss meinen Möbelwagen in diese Richtung fahren zu lassen.

Nach zwei Jahren Tätigkeit in Eisenhüttenstadt ging es schnell weiter nach Berlin als Planungschef ins zuständige Ministerium. Nun konnte ich wirtschaftliche Entscheidungsprozesse mitgestalten. Dies umso mehr, als ich ab 1980 Staatssekretär dieses Ministeriums und ab 1986 bis zum Ende der DDR als Leiter der Abteilung Maschinenbau und Metallurgie im Zentralkomitee der SED tätig war. Ich durfte hochqualifizierte Partei- und Wirtschaftskader kennen- und schätzen lernen und erfolgreich mit ihnen zusammenarbeiten. Ich erhielt Einblick in volkswirtschaftliche Zusammenhänge. Ich lernte aber auch Machtgehabe und Machtmissbrauch kennen. Aber das sind andere Geschichten.

Die Maxhütte Unterwellenborn war für mich somit nicht nur „die Mutter der Metallurgie“, sondern auch die Mutter meiner persönlichen Entwicklung.

---

## PALAST KULTUR - KULTURPALAST

*Nach drei Jahren Bauzeit wurde der Kulturpalast Maxhütte am 1. Mai 1955 feierlich mit großer Beteiligung der Bevölkerung eröffnet. Zuvor hatten die Werktätigen in unzähligen Arbeitseinsätzen in ihrer Freizeit vor allem bei der Gestaltung der Außenanlagen mitgewirkt. Nach der Einweihung begann eine rege kulturelle Arbeit im Kulturhaus. Die bereits bestehenden Zirkel der Maxhütte, wie das Ensemble, das Betriebsfilmstudio oder der Fotozirkel, zogen in die neuen Räume. Weitere Gruppen entstanden, zum Beispiel Malen und Zeichnen, Basteln oder Lesen, das Arbeiter-Sinfonieorchester oder das Arbeitertheater. Zudem bot der Kulturpalast den Beschäftigten der Maxhütte und ihren Familien sowie der Bevölkerung eine Vielzahl unterschiedlicher Veranstaltungen: Theater und Schauspiel, Oper, Lesungen, Puppenspiel oder Märchenaufführungen und vieles mehr. Feste und Feiern fanden in den Räumen statt und andere Betriebe erhielten die Möglichkeit, die Räumlichkeiten zu nutzen oder an Veranstaltungen teilzunehmen. Mit der Bierschwemme, einem Restaurant, Sozialräumen, einer riesigen Küche und einem Café gab es weitere Angebote. Sogar ein Kino und eine umfangreiche Bibliothek waren im Kulturpalast untergebracht.*

*Reinhard Salzmann, geboren 1950, war von 1967 bis 1976 als Produktionsarbeiter und stellvertretender Brigadeleiter im Walzwerk der Maxhütte. Danach arbeitete er im Kulturpalast und wurde am 1. Februar 1978 Nachfolger von Fritz Herse als Leiter des Kulturpalastes und blieb in dieser Position bis zur Schließung im Jahr 1990.*

Bereits mein Vater war im Kulturpalast aktiv. Er half beim Aufbau des Kinderspielplatzes, einer Kart-Rennbahn, bei der Gestaltung der Außenanlagen und der Pflege der Aquarien. Als ich ein kleiner Junge war, nahm er mich oft mit. Bei den Mai-Demonstrationen saß ich auf seinen Schultern, damit ich etwas sehen konnte. Mit den Jahren hatten die Demonstrationen immer mehr Volksfestcharakter angenommen: Die Menschen wollten dabei sein.

Noch 1956 musste sich unser Bürgermeister, Max Tittmann, etwas einfallen lassen, damit die Menschen auf die Straße gingen. So verband er die Mai-Demonstration mit der Einweihung des Dorfteiches und kündigte an, einen fliederfarbenen Schwan in den Teich einzusetzen. Diese Attraktion würde sich keiner entgehen lassen. Nach dem Umzug kam er mit seiner alten BK ange-

rauscht, einem Motorrad, das bis 1959 im Motorradwerk Zschopau hergestellt wurde. Wir warteten gespannt auf den fliederfarbenen Schwan. Nach seiner Ansprache setzte er jedoch einen weißen Schwan in den Teich. Unsere Enttäuschung war groß, wir fühlten uns betrogen und machten dies deutlich. Der Bürgermeister ließ sich nicht beeindrucken: „Ich weiß nicht, warum ihr euch so aufregt, das ist doch ein fliederfarbener Schwan auf dem Teich. Oder habt ihr noch nie weißen Flieder gesehen?“ Bis heute ist dieses Ereignis unvergessen.

Der Kulturpalast gehörte zu meinem Leben. Gemeinsam mit meinem Freund Andreas Kempfer nutzte ich bereits mit 14 Jahren das Theateranrecht. Gemeinsam besuchten wir auch die Tanzschule. Regelmäßig fand man mich in der Bibliothek und im Fotoklub bei Kurt Finger. Später arbeitete ich mit Leidenschaft als Walzwerker und verbachte nach der Arbeit viel Zeit im Kulturpalast. Ich gehörte zum aktiven Kern von Freiwilligen und war Mitglied in der Ordnungsgruppe. Bei den vielen interessanten Veranstaltungen und Festen engagierte ich mich gern. Zudem war ich als FDJ-Sekretär im Walzwerk aktiv, in der Deutsch-Sowjetischen-Freundschaft und in der Gewerkschaft, zunächst als Mitglied der Betriebsgewerkschaftsleitung, dann im Kulturausschuss des FDGB-Kreisvorstands.

Im September 1976 fragte mich die Bezirksleitung der Gewerkschaft, ob ich im Kulturpalast arbeiten und später die Leitung übernehmen möchte. Der Kulturpalast war ein gewerkschaftlich geführtes Haus, er unterstand der Betriebsgewerkschaftsleitung und wurde finanziell vom Betrieb gestützt, das heißt, die Bezahlung der Mitarbeiter wurde vom Betrieb übernommen. Ich fand das Angebot interessant. Ohne Studium war es jedoch nicht möglich, das Haus zu leiten. Also absolvierte ich ein einjähriges Spezialstudium an der Zentralen Kulturschule des FDGB-Bundesvorstands. Im September 1977 begann ich, im Kulturpalast zu arbeiten, im Februar 1978 wurde ich offiziell Nachfolger von Fritz Herse, unserem langjähriger Kulturpalastleiter. Er war seit mehreren Jahren schwer krank und die Übergabe lange geplant. Auf meinem neuen Weg gab er mir wertvolle Ratschläge mit.

Das Kulturhaus war unglaublich lebendig, mit einem großen Angebot an Veranstaltungen, Kursen und Einrichtungen. Es war gar nicht so einfach, alles zu organisieren. Ich hatte nun 54 Mitarbeiter, die in den unterschiedlichsten Bereichen tätig waren: vom Gärtner bis zu den Kursleitern. Selbst einen eigenen Elektriker hatten wir. Der Kunstmaler Carlo Hirschel gehörte auch zu den festen Mitarbeitern. Er wurde Nachfolger von Herbert Strecha und leitete den Zirkel „Bildende Kunst“. Außerdem gestaltete er Bühnenbilder, für die

er mit mehreren Preisen ausgezeichnet wurde. Hirschel war weit über das Kulturhaus hinaus bekannt.

Zum Kulturhaus gehörte auch ein Jugendklub. Er wurde von den jungen Leuten selbst verwaltet und war über Jahrzehnte bei der Jugend sehr beliebt. Denn das Programm entwickelte sich entsprechend den Bedürfnissen der Jugendlichen, und es gelang immer wieder, es an ihre Interessen anzupassen. Immer war etwas los. Ab und zu kam es auch zu einem Schlagabtausch: Weil die Jungs ihre Kräfte messen wollten oder sich um ein Mädchen prügeln, ging es zur Sache. Wenn die „Anstifter“ in der Überzahl waren und unsere Ordnungsgruppe zu klein, halfen uns die Kameraden der Freiwilligen Feuerwehr. Die Polizei oder gar einen Krankenwagen mussten wir jedoch nie rufen. Zum Glück gab es mit den Jahren weniger Schlägereien. Dennoch wurde eine „Dienst“-Beratung mit der Ordnungsgruppe genauso ernst genommen wie mit den Kulturpalast-Mitarbeitern.

Überhaupt hatten wir im Kulturpalast nur selten Probleme. Außer mit der Heizung. Im Winter 1978/79, in dem die gesamte DDR unter Eis und Schnee litt, hatten wir Glück: Die SED-Bezirksleitung wollte eine politische Großveranstaltung bei uns durchführen. Willi Stoph, der Vorsitzende des Ministerrates und stellvertretender Vorsitzender des Staatsrats der DDR, war als Gast angekündigt. Die Lkws fuhren hin und her und füllten den Kohlenkeller mit Braunkohle, während es im ganzen Land kaum noch Heizmaterial gab. Aber für die Partei-Veranstaltung musste der große Saal geheizt werden. Die Heizung in den Büros wurde dafür eine Woche lang auf 18 bis maximal 20 Grad gedrosselt. Da war es sinnvoll, eine Strickjacke oder einen warmen Pullover mit zur Arbeit zu nehmen. Als Kulturhausleiter kümmerte ich mich um alles, auch um die Heizung. Während in diesem kalten Winter andere Kulturhäuser geschlossen blieben, hielten wir also unseren Betrieb aufrecht. Nur eine einzige Theaterveranstaltung fiel aus.

Wir retteten auch die Silvesterveranstaltung. Das halbe Land war wegen der eisigen Temperaturen ohne Elektrizität, doch wir bezogen unseren Strom aus der Maxhütte. Am Silvesterabend rief ich bei Dieter Hopfe, dem Energie-dispatcher der Maxhütte, an und fragte nach, ob wir die Veranstaltung abbrechen sollen. „Mach weiter. Ruf aber alle halbe Stunde an und frag nach, wie die Lage ist“, war seine Antwort. Bis 24 Uhr hatten wir in allen Räumen Strom. Dann mussten wir abbrechen. Ich ging von Saal zu Saal, stieg auf die Bühne, gratulierte zum neuen Jahr und erklärte den Gästen, dass wir aufgrund der Stromprobleme die Veranstaltung beenden müssen. Andere Loka-

le hatten längst geschlossen oder Feste gar nicht erst stattgefunden. Alle hatten Verständnis, dass die Kellner nun abkassieren und sie nach Hause gehen mussten. Am nächsten Montag musste ich jedoch bei der SED-Kreisleitung erscheinen und mich erklären. Die Genossen machten mir Vorwürfe, dass ich die Veranstaltung nicht früher abgebrochen hatte. Das halbe Land sei ohne Strom und wir feiern Silvester. Im Krankenhaus hätte es nur Notstrom gegeben und Operationen hätten nicht stattfinden können. Ich rechtfertigte mein Verhalten, da niemand dadurch zu Schaden gekommen war. „Die Kumpels müssen das ganze Jahr hart arbeiten und die Silvesterfeier ist für viele das Ereignis des Jahres. Warum hätte ich ihnen den Spaß verderben sollen? Wir haben niemandem den Strom weggenommen, sondern ihn direkt aus dem Betrieb bezogen.“ Da gaben sie nach und ließen mich gehen.



Mit der Organisation unserer Großveranstaltungen wie Fasching oder Silvester hatten wir es nicht leicht. Solche Feste fanden nicht in einem Raum, sondern im gesamten Haus statt. In jedem der fünf Säle gab es ein eigenes Programm. Tische und Stühle für die Gäste waren über das gesamte Haus verteilt.

Auch die Budgetierung war nicht einfach. So engagierte ich jedes Jahr eine sehr beliebte fünfköpfige Band, die an Silvester für 1.300 Mark spielte. Diese Summe merkten wir in unserem jährlichen Finanzplan vor. In einem Jahr hatte die Band für diesen Abend ein wesentlich besseres Angebot aus Ru-

dolstadt. Mir war klar: Wenn ich ihnen nicht genauso viel zahlte wie die Kollegen in Rudolstadt, würden sie nicht zu uns kommen. Also zahlte ich ihnen genauso viel. Offiziell ging das natürlich nicht, weil die realen Kosten im Plan nicht vorgesehen waren. Doch wir hatten unsere Wege, so etwas kreativ zu managen. Für manche Aktionen gab es ein „Extra“-Budget. In meiner gesamten Zeit wurde dieses kein einziges Mal gekürzt. Im Gegenteil. Für manche Sonderaktion erhielten wir zusätzliche finanzielle Mittel. Dazu gehörte „Max braucht Kunst“, für die wir 120 Kunstwerke ankauften. Um die Arbeiter, ihre Familien und die Umgebung an Kultur teilhaben zu lassen, wurde bis 1989 viel Geld ausgegeben.

### *Ende einer „Legende“*

Am 10. November 1989 ging ich wie immer morgens zur Arbeit in den Kulturpalast. Von meinen Mitarbeitern war nur die Hälfte anwesend. Unser Parteisekretär war ganz und gar verschwunden und ward auch später nicht mehr gesehen. Die Mitarbeiter im Haus hatten dieselben Fragen wie ich: Wie geht es weiter? Was sollen wir tun?

Ich überlegte. „Immerhin bekomme ich wenigstens den Urlaubsplan einmal voll“, ging es mir durch den Sinn. Doch den Kopf in den Sand stecken, ist nicht meine Sache. Ich berief eine Versammlung in meinem Zimmer ein. Alle sahen mich erwartungsvoll an. „Wir arbeiten unser Programm ab und erledigen die geplanten Aufgaben“, erklärte ich. Die Feiertage waren nicht mehr weit entfernt und wir hatten bereits vieles geplant: Weihnachtsfeiern für Erwachsene und für die Kinder, unser großes Fest an Silvester. Es gab auch noch die Zirkel, die im Haus stattfanden. Alles sollte möglichst so laufen wie bisher. Das funktionierte in den ersten Wochen und Monaten nach dem Mauerfall.

Die Feste zu den Feiertagen waren gut besucht, und ganz besonders die Kinder freuten sich über das Programm. Die Silvesterfeier war ein großer Erfolg und das Haus voller fröhlicher Menschen. Bis um drei Uhr in der Frühe feierten wir ein schönes Fest. Es gab nicht einmal Ärger, wie sonst üblich: keine Prügeleien, kein gegenseitiges Beschießen mit Feuerwerkskörpern. Der bereit gestellte Erste-Hilfe-Kasten wurde nicht benötigt, und die Polizei hatte nichts zu tun. Unser ABV, der Abschnittsbevollmächtigte der Volkspolizei, feierte sogar mit und freute sich über den ruhigen Abend.

Im Januar setzten wir die Zirkel fort. Es gab eine besondere Veranstaltung für die Frauen. Wir hatten einen Korbmacher, Herrn Reichenbächer, eingeladen. Alle konnten ihre Körbe mitbringen, auch die uralten, und unter seiner Anleitung reparieren. Das war eine feine Sache und brachte uns viel Zustimmung ein. Überhaupt bekamen wir viel Lob von den Mitarbeitern der Maxhütte: „Toll, dass ihr weitermacht. Überall sonst passiert nichts mehr. Alles schließt und liegt brach.“ Selbst der Meininger Hof, das Kulturhaus in Saalfeld, war tot. Um uns herum gab es kaum Kulturveranstaltungen, nicht einmal für die Jugend fand noch etwas statt.

Doch auch bei uns lief es nicht mehr so gut wie in früheren Zeiten. Im März 1990 hatten wir ein Konzert für die Jugend geplant und eine Band ins Kulturhaus eingeladen. Wir hatten uns eine besondere Aktion dafür ausgedacht und Trabis organisiert, auf denen jeweils ein großer Buchstabe aufgebracht war. Zusammen bildeten sie den Namen der Musikgruppe. In jedem Wagen saß ein Bandmitglied, und die Autos fuhren nach Kronach. Das Konzert war spitzenmäßig. Leider kamen nur 400 Zuschauer statt der von uns erhofften 800. Möglicherweise hatte es mit den Randalierern zu tun, Rechten und Linken, die zu der Zeit die Polizei im Großraum Saalfeld auf Trab hielten und manche abschreckten, zum Konzert zu kommen.

Der Direktor der Maxhütte, der genau hinsah, was im Kulturpalast passierte, erhob schon den Zeigefinger. Er kündigte an, dass wir künftig nicht mehr mit der finanziellen Unterstützung des Betriebs rechnen können. „Ihr müsst euch selbst tragen“, erklärte er uns im Frühjahr. Bis zur Wende hatte die Maxhütte jedes Jahr 2,4 Millionen Mark in Betrieb und Programm des Kulturpalastes investiert. Es war aber nicht so als hätten wir nicht auch unseren Beitrag leisten müssen: Etwa die Hälfte des Betrags, den wir erhielten, gaben wir über eingenommene Eintrittsgelder zurück.

So war es uns möglich, der Bevölkerung Kultur zu bieten für einen Beitrag, den jeder Arbeiter zahlen konnte. Auch hochklassige Angebote. Einmal, Ende der Siebzigerjahre, hatten wir es geschafft, das populäre Schlagersängerpaar „Cindy und Bert“ aus dem Westen zu engagieren. Die Karte kostete 18 Mark. Als sie von den Eintrittspreisen hörten, waren sie mehr als erstaunt: Im Westen kostete die Karte achtzig Mark, fast das Fünffache unseres Preises. Das konnten sich lange nicht alle Menschen leisten. Wir hätten auch viel höhere Preise nehmen können, der Saal wäre voll geworden – aber nur mit denen, die sich diese Tickets leisten konnten. Es ergab sich, dass das Duo an dem Tag ihres Auftritts bei uns keine weiteren Verpflichtungen hatte und spon-

tan zusagte, ein weiteres Konzert zu geben. So veranstalteten wir kurzfristig ein Konzert um 14 Uhr und ein Zusatzkonzert um 16 Uhr. Die Aktion war so spontan, dass wir nicht daran dachten, eine Genehmigung für das Zusatzkonzert einzuholen. Ich deklarierte sie nachträglich als „Zugabe“ durch die Künstler. Wir freuten uns, dass wir viel mehr Menschen die Möglichkeiten bieten konnten, die Schlagersänger zu erleben und wir auch noch doppelte Einnahmen hatten. Die Kreisleitung sah das allerdings anders: Weil wir das zweite Konzert nicht hatten genehmigen lassen, bekamen wir Ärger.

Nach der Wende mussten wir nun zusehen, wie wir im Kulturpalast wirtschaftlich arbeiteten. Die Veranstaltungen, die Zirkel und Klubs mussten sich „rechnen“. Immer noch war unser Anspruch, den Menschen in der Region Kultur zu bezahlbaren Preisen zu bieten. Vor allem für die Kinder und Jugendlichen wollten wir etwas machen. Wir konnten fast nichts mehr gratis anbieten. Das Resultat: Die Menschen blieben weg.

Im Mai 1990 hatten wir ein Konzert mit der bekannten „Trinidad Steel & Show Band“ geplant. Es war der totale Reinfluss: Wir verkauften nur 300 Karten, der Saal war nicht einmal halb voll. Wir mussten uns rechtfertigen. Wir überprüften, was wir gemacht hatten: War die Band ein Zugpferd? Hatte es genug Plakate gegeben, war die Presse informiert worden? Wir hatten alles unternommen, um das Konzert zu bewerben. Dennoch blieben die Menschen weg. Auch zu den Zirkeln kamen weniger. Selbst beliebte Gruppen, wie der Nähzirkel von Frau Schneider, wurden immer seltener besucht, seitdem jeder für Material und Teilnahme bezahlen musste.

Wir standen mit dem Rücken zur Wand und brauchten dringend Unterstützung. Es meldete sich eine Brauerei, die den Nordflügel inklusiv der Bierchwemme, dem Café und dem kleinen Saal für fünf Jahre pachten wollte. Zu einer Jahresmiete von 750.000 D-Mark. Das wäre die Rettung für einige Initiativen gewesen. Wir brauchten dringend eine neue Heizung. Mit dem Braunkohledreck war es zum Glück vorbei. Ich hatte bereits mit der Ferngasgesellschaft gesprochen. Hinter dem Kulturpalast lag eine Leitung, an die man uns vorerst hätte anschließen können. Das hätte für eine Übergangszeit gereicht. Zwischenzeitlich hätten wir mit der Pacht neue Fenster einbauen und die eine oder andere Renovierung tätigen können.

Doch der Direktor der Maxhütte war damit nicht einverstanden. Alle Gespräche und Initiativen bezüglich der Zukunft des Kulturpalastes sollten nur noch über ihn laufen. Auf dieser Grundlage fehlte mir jegliche Perspektive. Ich kündigte zu Ende Juli 1990 meine Stelle als Kulturhausleiter.

Bis dahin hatte ich versucht die Wende mitzugestalten und den Kulturbetrieb weiterlaufen zu lassen. Wir erhielten ein paar Zirkel aufrecht und organisierten einige Veranstaltungen für Kinder und Jugendliche. Doch es funktionierte nicht und war auch nur noch ein Tropfen auf den heißen Stein.



---

## PALAST THEATER & ENSEMBLE

*Bereits vor der Eröffnung des Kulturpalastes organisierte die Kulturabteilung der Maxhütte vielfältige kulturelle Aktivitäten und Veranstaltungen. 1948 hatte sich das Werk-Theater Maxhütte gegründet. Zur Premiere am 2. Oktober 1948 spielte das Studio des Deutschen Theater-Institutes Weimar das Stück „Der eingebildete Kranke“ von Molière. 1950 gab es im Kultursaal des Presswerks siebzig große Veranstaltungen, darunter neun Schauspiele. Die Theater aus Altenburg, Gera, Erfurt und Weimar sowie das Berliner Marionettentheater gaben Gastspiele in der Maxhütte. Viermal im Jahr fuhr die Belegschaft mit einem Sonderzug zum Nationaltheater nach Weimar. Zudem gründete sich eine betriebliche Laienspielgruppe, die 1955 als Teil des Maxhütten-Ensembles in den neubauten Kulturpalast zog. Hier verfügte man über großzügige Probenräume, einen Theatersaal mit 752 Plätzen und einer Vorder- und Hinterbühne mit 360 Quadratmetern. Zwar wurde aus Kostengründen auf eine Drehbühne verzichtet, dennoch war der Saal mit hervorragender Technik ausgestattet. Das Theater Rudolstadt zeigte das Stück „Maria Stuart“ von Friedrich Schiller zur Eröffnung am 1. Juli 1955. Alle Theater der Region bespielten das Kulturhaus in Folge ganzjährig abwechselnd mit ausgewählten Stücken.*



*Das von der Kulturleitung ausgewählte und organisierte Programm zog Menschen bis weit über die Region hinaus an und hatte große Strahlkraft. 1958 brachte das Ballett „Brasiliana“ aus Rio de Janeiro heiße Rhythmen und exotischen Flair in das Kulturhaus. Im Laufe der Jahre trat alles, was in der in der Kulturszene der DDR Rang und Namen hatte, im Kulturpalast auf, vom Theater über die Oper bis zu Fernsehsendungen, die von hier aus ausgestrahlt wurden. Die Dichte und Hochwertigkeit der kulturellen Ereignisse war beeindruckend.*

*Ab den Siebzigerjahren gab es bei der Auswahl des Spielplans eine Tendenz weg von inhaltlich anspruchsvollen Stücken zu bloßer Unterhaltung, die fast immer einen ausverkauften Saal garantierte. Die Ausnahme bildeten zwei Theaterfestivals Ende der Siebzigerjahre, bei denen gemeinsam mit dem Theater Rudolstadt auch Werke zeitgenössischer Autoren mit gesellschaftsrelevanten Themen gezeigt wurden.*



*Die Laienspielgruppe entwickelte sich Anfang der Sechzigerjahre mit Unterstützung des Theater Rudolstadt zum Arbeitertheater. Nach anfänglicher Euphorie ging die Zahl der Betriebsmitglieder immer weiter zurück. Bereits*

*Ende der Sechzigerjahre löste sich das Arbeitertheater auf. Parallel dazu gab es die Kabarettgruppe „Das Brennrrohr“. In ihrem Programm „Max braucht Spott“ widmete sie sich auf satirische Weise dem Alltags- und Arbeitsleben. Mehrmals ermahnte die SED-Kreisleitung das Kabarett zur Mäßigung seiner Äußerungen.*

*Zum Theater gehörte auch der Zirkel „Puppenbühne“. Viele Jahre begeisterten Arbeiter der Maxhütte als Puppenspieler Kinder und Eltern mit ihrem Programm. Der Kulturpalast hatte zuvor siebzig Künstlerpuppen angeschafft. Bis zur Wende fanden Theater-, Opern- oder Operettenaufführungen im Kulturpalast statt und wurden gut besucht.*

### Reinhard Salzmann

Im Kulturpalast gab es regelmäßig mindestens einmal im Monat eine Theateraufführung im großen Saal. Die Stücke waren fast immer ausverkauft. Mit den Jahren kamen über 100 Aufführungen zusammen, darunter „Madame Butterfly“ von Puccini, Operetten wie „Land des Lächelns“ von Lehár und Schauspiele wie Schillers „Räuber“. Im Theatersaal fanden 752 Besucher Platz. Die Preise für eine Theaterkarte lagen zwischen vier und zehn Mark. Es war für uns kein Problem, den Saal voll zu bekommen. Und wenn wir nicht ausverkauft waren, bauten wir einfach ein paar Sitzreihen aus.

Die Stücke suchten wir selbst aus. Es gab eine Art Katalog, den wir von den Theatern erhielten und aus dem wir auswählen konnten. Im Vorfeld informierte ich mich bei den Theatern über die einzelnen Angebote. Auf der Dienstversammlung berichtete ich meinen Mitarbeitern von den Inhalten. Dann wählten wir gemeinsam aus, was in den nächsten Monaten gezeigt werden sollte. Daran waren auch die Kulturobleute aus den Kollektiven, die ein großes Interesse an der Kultur mitbrachten, und Mitglieder der Kulturkommission beteiligt, die an den Sitzungen teilnahmen. Bevor der Theaterplan in Druck ging, mussten noch Terminabsprachen getroffen und mit den technischen Leitern der jeweiligen Gastspiel-Häuser aus Rudolstadt, Gera, Greiz, Meiningen und Weimar gesprochen werden. Für die einzelnen Stücke gab es unterschiedliche technische Voraussetzungen.

Wir hatten keine Drehbühne, sondern eine Bühne mit 56 Zügen, die in den Achtzigerjahren etwas veraltet und vor allem schwer zu bedienen war. Die Züge waren Teil der Bühnentechnik, die für einen schnellen Auf- und Abbau des jeweiligen Szenenbildes benötigt wurden. Je nach Theaterstück wurden

mehrere Bühnenbilder aufgebaut. Speziell bei den Aufführungen des Theater aus Gera gab es deshalb manchmal technische Probleme, und Umbauten dauerten zu lange.

Einmal, 1984 oder 1985, saßen wir mit einem unserer Theatertechniker nach der Aufführung noch bei einem Glas Wein zusammen, da kam uns die Idee, ein Theaterspektakel, aufgeführt vom Theater Rudolstadt, zu veranstalten. Wir wollten bereits nachmittags beginnen und in jedem größeren Raum des Kulturhauses etwas darbieten: Aufführungen im Theatersaal, Gespräche mit Schauspielern im Café oder im Ballettzimmer, eine Ausstellung rund ums Theater im Foyer. In den anderen Räumen wollten wir kleinere Darbietungen zeigen, beispielsweise eine Degenfechtscene oder einen Ausschnitt aus einem Stück mit anschließender Diskussion. Die Teilnehmer sollten glamouröse Kostüme tragen, um Aufsehen zu erregen.

Wir setzten fast alle Ideen um. Die Resonanz war riesig. Statt am Nachmittag begann das Programm zwar erst um 18 Uhr, dafür ging es bis in die Nacht. Erst um drei Uhr in der Früh gingen wir nach Hause. Eine der Attraktionen war die doppelte Bühne im Theatersaal. Wir hatten auf der Bühne noch eine Bühne aufgebaut. So zeigten wir den Zuschauern, wie es im Theater „hinter den Kulissen“ ablief, und sie wurden direkt mit einbezogen. Das Spektakel war ein großer Erfolg, und wir führten es noch einmal durch. Anschließend gab es allerdings Probleme mit der Gewerkschaft. Einige Schauspieler hatten sich beschwert, dass Spiel- und Pausenzeiten nicht eingehalten worden wären, außerdem hätten sie Arbeiten des technischen Personals übernehmen müssen. So kam es, dass die Veranstaltungen nicht mehr stattfinden konnte.

Unser Theaterangebot war vielfältig, um möglichst viele Menschen anzuziehen. Wir wollten den Arbeitern und ihren Familien sowie der Region immer etwas Neues bieten. So organisierten wir im Café, in das bei Tanzbestuhlung 120 Personen gut Platz hatten, einmal eine besondere Veranstaltung für unsere Frauen. Ich hatte das Buch „Guten Morgen, du Schöne“ von Maxie Wander gelesen, in dem sich zwei Frauen gegenseitig Sprüche zuspielten und die eine auf die andere reagierte. Ich dachte, so eine Darbietung könnte auch etwas für uns sein. Wir stellten Tische und Stühle ins Café und warben für die „Frauenveranstaltung“. Die Künstlerinnen, die das Stück aufführten, spielten sich gegenseitig ganz hervorragend die Bälle zu.

Aus der Aufführung resultierte auch eine Modenschau, bei der die Künstlerinnen in ihren Bühnenkostümen auftraten. Wir hatten in einem Gespräch mit ihnen erfahren, dass sie einen Großteil ihrer Bühnenausstattung selbst

nähten. Das wollten wir gerne zeigen. Auch diese Veranstaltung wurde hervorragend besucht.

Eine Modenschau der besonderen Art präsentierten die Frauen und Mädchen des Nähzirkels von Frau Schneider. Wunderbare, selbstgenähte Kleidungsstücke wurden unter großem Applaus gezeigt. Kein Wunder, dass die Zahl der Mitglieder danach anstieg.

In der Urlaubszeit, in der nichts los war, vermieteten wir den Saal. Die beliebte Fernsehsendung „Ja, so ein Mann bin ich“, mit Dieter Mann und Margot Busse, wurde bei uns aufgezeichnet. Fernsehaufzeichnungen im Kulturpalast hatten Tradition. Bereits seit den Sechzigerjahren wurde bei uns die bunte Abendsendung „Zu Gast bei Max und Martin“ oder die Quizshow „Rolf spielt mit“ mit dem populären Schauspieler Rolf Herricht aufgenommen. Das Geld, das wir dafür bekamen, investierten wir in eigene Veranstaltungen wie die großen Silvesterfeiern.

Ich selbst erlebte bei uns im Kulturpalast im Herbst 1986 eine Zirkusveranstaltung aus nächster Nähe und bekam einen Einblick in die Welt der Artisten. Geplant war, dass ich bei einem Schlangenauftritt mitwirke. Ich sollte die Körbe mit auf die Bühne tragen, Ansagen machen und dem Künstler eine Schlange reichen – obwohl ich panische Angst vor den Tieren hatte.

Hinter der Bühne erlebte ich die Auftritte mit. Das war etwas ganz anderes, als ich es aus dem Fernsehen kannte. Die 15 bis zwanzig Kilogramm schweren Schlangen lagen unterdessen in ihren Körben, um an Wärme zu gewinnen. Als nächstes wurde der Messerwerfer angekündigt. Ich dachte sofort an Szenen, in denen sich der Messerwerfer die Augen vor dem Wurf auf die lebendige Zielscheibe verbinden ließ. Hinter der Bühne sah es noch viel gefährlicher aus. Bis zum letzten Wurf ging alles gut. Dann ließ sich der Werfer ablenken und das Messer traf seine Assistentin ins Bein. Die Dame verzog keine Miene und verließ wie vorgeschrieben die Bühne zusammen mit ihrem Mann. Hinter der Bühne drehte sie sich zu ihm um. Ich rechnete mit einem Donnerwetter: „Die Strümpfe haben acht Dollar fünfzig gekostet“, fluchte sie, tupfte das Blut vom Bein ab und ließ sich von dem Feuerwehrmann ein Pflaster auf die Wunde kleben.

Unterdessen hatte unser Elektriker eine super Idee, wie man die Schlangen zum Leben erwecken könnte. Er nahm einen riesigen Scheinwerfer und bestrahlte einen der Schlangenkörbe. Als beim nächsten Auftritt die Schlangenbeschwörerin wieder mit ihrer Nummer auf die Bühne ging, verlief alles erst

einmal wie vorgesehen, bis sie die Schlange aus dem dritten Korb nahm, um sie dem Publikum zu präsentieren. Kaum hatte sie das Tier hochgehoben, schrie sie auf und warf es auf die Bühne. Die Schlange war vom Scheinwerfer so aufgeheizt worden, dass man sie kaum anfassen konnte. Ihr Mann stürmte sofort nach vorne und ließ den Vorhang zuziehen. Man brauchte sieben Personen, um die Schlange in den Korb zurückzubekommen. Die anwesenden Feuerwehrleute fasten mit an. Nur ich nicht. Ich war schnell auf ein Gerüst gesprungen aus Angst vor der Schlange. Von dort hatte ich allerdings einen guten Blick auf das Geschehen.

*Offiziell wurde das Betriebsensemble des VEB Maxhütte Unterwellenborn 1951 gegründet. Es handelte sich um den Zusammenschluss von Chor, Orchester, Tanz (Volkstanz und Ballett) und Schauspiel, die bereits seit einigen Jahren als eigenständige Arbeiterzirkel existierten. Das Ensemble überzeugte schnell durch anspruchsvolle und hochwertige Aufführungen, die fast schon professionellen Charakter hatten. Es entwickelte sich zum besten Betriebsensemble des Landes. Bereits bei den ersten Festspielen der Volkskunst 1952 in Berlin wurde es Republiksieger. Als Preis gab es eine eigene Abspiel- und Aufnahmetechnik. Im selben Jahr ging das Ensemble auf seine erste Auslandstournee: 23 Konzerte in zwölf tschechischen Städten wurden von 120.000 Zuschauern besucht.*

*Nachdem man mit dem Kulturpalast hervorragende Bedingungen für Proben und Aufführungen erhalten hatte, wurde das Maxhüttenensemble über mehrere Jahrzehnte zum Aushängeschild. Seine Darbietungen waren im In- und Ausland gefragt. Regelmäßig gastierte das Ensemble in befreundeten Nachbarländern bis in die Sowjetunion. Viele Preise und Auszeichnungen, unter anderem erhielt das Ensemble den Staatspreis für künstlerisches Volksschaffen, waren der Lohn für harte Arbeit. Wer zum Ensemble gehören wollte, musste regelmäßig an den Proben teilnehmen und darüber hinaus auch zuhause Texte und Noten einstudieren.*

*Zu großen Teilen bestand das Ensemble aus Arbeitern und Angestellten der Maxhütte. Manche Mitglieder kamen auch aus anderen Werken der Region. Einige Zirkel im Kulturpalast unterstützten das Ensemble beim Bühnenbau, beim Nähen oder Anpassen der Kostüme oder mit der fotografischen Begleitung durch Mitglieder des Fotozirkels. Die Maxhütte war bei der finanziellen Unterstützung großzügig. Neben den Probenräumen und hervorragender Technik wurden Instrumente und Kostüme gestellt, um deren Qualität und Vielfalt die Mitglieder oftmals beneidet wurden. Zudem zahlte man den*

*Großteil der Reisekosten, und die Teilnehmer wurden für Auftritte und Konzertreisen von der Arbeit freigestellt. Vor allem der Zirkel Volkstanz und der Chor mussten sich über Nachwuchs keine Gedanken machen. Sowohl bei den Erwachsenen als auch bei Kindern und Jugendlichen waren diese Aktivitäten sehr beliebt und die Kapazitäten wurden fast immer ausgeschöpft.*

*Der Chor blieb auch nach der Wende zusammen, tritt noch heute auf und feiert in diesem Jahr sein siebzigjähriges Bestehen. Viele Mitglieder sind seit Jahrzehnten dabei. Dazu gehört auch Christel Esefeld, seit mehr als fünfzig Jahren Mitglied und seit 22 Jahren Vorsitzende der Chorgemeinschaft.*

*Christel Esefeld, geboren 1941, lernte Koch/Kellner und arbeitete bis 1992 als Restaurantleiterin im Kulturhaus Kaulsdorf. Von 1956 bis 1976 war sie Mitglied der Tanzgruppe, danach Mitglied des Chores. Seit 22 Jahren ist sie zudem Chorvorstand.*

Als Fünfzehnjährige sah ich die Tanzgruppe des Maxhütten-Ensembles bei einem Auftritt an meiner Berufsschule in Rudolstadt. Ich fand die Aufführung so toll, dass ich spontan fragte, ob ich mitmachen kann. „Komm mal zu unserer Probe“, lud man mich ein. Und tatsächlich wurde ich in die Gruppe aufgenommen.

Mit dem Fahrrad fuhr ich die nächsten Jahre jeden Mittwochabend nach der Arbeit die sieben Kilometer quer durch den Wald von Schloßkulm zur Probe ins Kulturhaus nach Unterwellenborn. Sommer wie Winter, auch wenn es nass und kalt oder stockdunkel war. Es herrschte ein strenges Regiment. Wer mehrmals unentschuldigt fehlte, wurde aus der Gruppe ausgeschlossen. Egal wie gut man war. Das galt für die Tanzgruppe genauso wie für den Chor oder das Orchester.

Zu unserem Programm gehörten auch Thüringer Folkloretänze, die ich besonders mochte. Zu allen Tänzen hatten wir die passenden Kostüme, vom Volkstanz bis zum Ballett. Bei einem Auftritt wechselten wir unsere Garderobe bis zu sieben Mal. Wir waren bestens ausgestattet. Viele Tanzgruppen beneideten uns für diesen Luxus. Auch unsere Probenräume waren vom Feinsten, davon konnten andere nur träumen. Das galt für alle Sparten des Ensembles.

CHRISTEL ESEFELD



Oft traten wir gemeinsam auf: Tanzgruppe, Chor und Orchester. Der Chor hatte fünfzig und die Tanzgruppe vierzig Mitglieder. Hinzu kamen noch die Mitglieder des Orchesters. Zusammen fuhren wir auf Reisen, nicht nur zu Auftritten in der Region, sondern auch in andere Länder. Mehrmals waren wir in Bulgarien und Polen, allein dreimal in Skierniewice, der Partnerstadt von Gera. Einmal reisten wir mit dem Freundschaftszug zu den Weißen Nächten nach Pskow und Leningrad, dem heutigen Sankt Petersburg. Um Mitternacht war es noch taghell. Wir führten einen wunderbaren russischen Tanz auf, als plötzlich die Musik immer langsamer wurde. Wir versuchten unsere Bewegungen anzupassen, bis der Strom komplett ausfiel und wir abbrechen mussten.

Manche Reise glich einem Abenteuer. In Sliwen, in Bulgarien gab es in unserem Hotel kein Wasser, sodass wir uns am Morgen die Zähne mit Rotwein putzten. Am nächsten Tag war - wie angekündigt - Wasser im Schwimmbecken. Es war jedoch so wenig, dass sich der erste, der von uns ins Becken sprang, schwer verletzte und ins Krankenhaus musste. Tagsüber unternahmen wir Ausflüge und besuchten unter anderem die Weinberge. Der Rosenthaler Kadarka, ein Wein, der bei uns kaum zu bekommen war, schmeckte vorzüglich - und wir probierten reichlich. Nachmittags war dann die Generalprobe und abends der Auftritt. Man musste schon eine gute Kondition haben, um den Tag und das Programm am Abend durchzustehen. Im Nachhinein frage ich mich manchmal, wie wir das geschafft haben. Aber wir waren jung ...



Nach zwanzig Jahren verließ ich die Tanzgruppe und wechselte zum Chor. Die meisten Mitglieder kannte ich bereits über unsere gemeinsame Zugehörigkeit zum Maxhütten-Ensemble. Wir hatten gleich gute Bedingungen im Kulturpalast wie die Tanzsparte. Es gab mehrere Probenräume, einer schöner als der andere. Jede Stimmgruppe hatte einen eigenen Raum.



Zu unserem Repertoire gehörten viele Arbeiterlieder. Einmal nahmen wir das Volkslied „Kein schöner Land in dieser Zeit“ ins Programm auf. Die Liedzeilen „Gott mag es schenken, Gott mag es lenken, er hat die Gnad“ musste Rolf Hübel allerdings umschreiben. Der Originaltext passte nicht ins sozialistische Weltbild. Die Parteigruppe im Ensemble achtete darauf, was aufgeführt wurde und entschied auch, ob jemand ausgeschlossen wurde. Drei Mitglieder mussten den Chor verlassen, weil sie einen Ausreiseantrag gestellt hatten. Das war die Kehrseite der Medaille.

Manch ein Funktionär verstand leider keinen Spaß. Nach einem Auftritt im Kulturpalast zu unserem Nationalfeiertag am 7. Oktober bekamen wir einmal heftigen Ärger. Zu der offiziellen Staatsveranstaltung boten wir ein ernstes Programm. In den ersten Reihen saßen die Ehrengäste und Funktionäre. Dort hatte auch Genosse Heiland, Kreisleiter von Saalfeld, Platz genommen, ein „scharfer“ Hund. Nachdem wir die Vorstellung unter lautem Applaus beendet hatten, fiel die Anspannung von uns ab. Normalerweise ließ man direkt nach Programmende den Eisernen Vorhang herunter, sodass die Bühne abgeschottet war und das Publikum von uns nichts mehr sah und hörte. Wir hatten nicht mitbekommen, dass der Vorhang noch nicht geschlossen war. Vor lauter Freude über den geglückten Abend, begannen unsere Männer unter unserem Gelächter lauthals zu singen: „Olé, wir fahren in Puff nach Barcelona, olé, olé.“ Leider bekamen das die Herrschaften im Publikum Wort für Wort mit. Während viele lachten oder zumindest schmunzelten, saßen die Funktionäre mit versteinerner Miene auf ihren Sitzplätzen. Kaum, dass wir hinter die Bühne kamen, ging das Donnerwetter los. Genosse Heiland war bereits anwesend und andere Funktionäre kamen hinzu. Zum Glück blieb das Ganze ohne Konsequenzen, aber es verdarb uns den Abend. Die schönen Seiten im Max-Ensemble waren jedoch deutlich in der Überzahl.

Die harten Proben nahmen wir gern in Kauf, um einen guten Auftritt zu absolvieren. In unserem Ensemble wurde fast professionell gearbeitet. Wenn wir eine wichtige Aufführung hatten, beispielsweise bei den Arbeiterfestspielen, wurden erstklassige Künstler von der Deutschen Staatsoper in Berlin oder anderen großen Bühnen engagiert, die mit uns arbeiteten. Wir bekamen eigens eine Stimmbildnerin vom Theater Rudolstadt zur Seite gestellt. Unser künstlerischer Anspruch war sehr hoch, der Aufwand ebenso.

Dies war verbunden mit wunderbaren Auftritten im In- und Ausland. Für die Reisen mussten wir keinen Urlaub nehmen. Manche Fahrten dauerten eine ganze Woche. Die Maxhütte übernahm die Kosten und wir bekamen sogar

zu den Fahrtkosten großzügige Zuschüsse. Selbst diejenigen, die nicht in der Maxhütte arbeiteten, wurden freigestellt. Mein HO-Direktor erhielt dazu jeweils ein Schreiben der Ensemble-Leitung, von wann bis wann ich von der Arbeit befreit werden musste.

Wir waren das beste Betriebsensemble der DDR. Wir erhielten viele Preise und Auszeichnung und waren stolz darauf. Und der Spaß, den wir gemeinsam hatten, entschädigte uns nicht nur, sondern war unser Antrieb. Eine besondere Auszeichnung waren für uns die Einladungen zu Fernsehsendungen. Wir traten dreimal in der sehr beliebten Volksmusiksendung „Alles singt“ mit Hans-Georg Ponesky und Jürgen Schulz auf, immer zum Weihnachtskonzert. Es wurde in Leipzig im Hippodrom aufgenommen. Dort auftreten zu dürfen war etwas ganz Besonderes.

Auch nach vielen Jahren treffen wir uns mit Freude und immer noch großem Eifer zu unseren Proben. Daran hat sich im Chor bis heute nichts geändert.

*Hubert Menzel, geboren 1953 in Gorndorf, arbeitete als Rundfunk- und Fernsehmechaniker in Saalfeld und war von 1975 bis 1983 Mitglied der Tanzgruppe des Maxhütten-Ensembles.*

Der Kulturpalast gehörte zu unserem Familienleben. Meine Schwester war schon mit drei Jahren in der Ballettgruppe des Kulturpalastes und hatte mindestens einmal in der Woche Training. Mein Vater arbeitete seit 1946 in der Maxhütte, anfangs als Schlosser in der Kranabteilung und von Mitte der Sechzigerjahre bis zu seiner Rente 1990 fest angestellt im Sportbüro. Er arbeitete als Ein-Mann-Sportorganisator in der Betriebssportgemeinschaft Maxhütte. Unter seiner Regie entwickelten sich im Laufe der Zeit bis zu 33 Sport-Sektionen in Unterwellenborn und im Landkreis. Fußball war in Unterwellenborn sehr bedeutend, daneben gab es Bogenschießen in Könitz, Handball in Gorndorf und Kanusport am Stausee. Auch das Schallmeienorchester aus Kamsdorf zählte zum Sport. Besonders kümmerte er sich aber um die Fußballmannschaften und schrieb oft Spielberichte der Wochenendspiele für die Regionalzeitung „Volkswacht“.

Meine Schwester bat mich 1975 zur Ballett-Tanzgruppe mitzukommen, denn es gab zu wenig Jungs. Ich war nicht abgeneigt und kam so nach meinem Grundwehrdienst bei der NVA ebenfalls zum Kulturpalast. Tagsüber arbeitete ich als Funkmechaniker und suchte für den Feierabend noch eine Freizeitbeschäftigung. Warum also nicht die Tanzgruppe ausprobieren. Ich erzählte

meinen Freunden davon und schloss mit ihnen eine Wette ab: Einen Monat würde ich dort „aushalten“. Mein Einsatz war ein Fass Bier. Sie hielten dagegen.



Im September 1975 nahm ich das erste Mal am Trainingsabend teil. Alle Tanzgruppenmitglieder und unsere Leiterin, Monika Vogler, freuten sich, dass ich kam – wahrscheinlich besonders deshalb, weil die Männer deutlich in der Unterzahl waren. Neben den vielen Mädchen gab es nur fünf Jungs. Ich stellte mich nicht schlecht an und wurde schnell eingebunden. Fortan ging ich immer mittwochs von 18 bis 21 Uhr zum Training, vor Auftritten trainierten wir auch am Wochenende. Das Ballett studierte vor allem Volkstänze ein aber auch eigene Choreografien von Monika. Regelmäßig kamen Choreografen aus Leipzig, Gera und Rudolstadt und arbeiteten mit uns.



Nach einem Monat nahm ich bereits an einem Auftritt teil. Bei einer Aufführung anlässlich des Jahrestags der Republik am 7. Oktober auf dem Saalfelder Markt – bei der eine Reihe von Tänzen dargeboten wurden – durfte ich bei einem Tanz mitmachen. Was war ich da aufgeregt! Meine Kumpel kamen als Zuschauer vorbei und waren begeistert. Und ich auch. Ich konnte beim Tanz gut mithalten und hatte Spaß.

Das Tanzen machte mir Spaß und so fiel es mir leicht zu bleiben. Aus einem Monat wurden sieben Jahre! Eine lange Zeit. Auch meine Frau Birgit, die aus Pößneck stammt und seit ihrer Kindheit in der Tanzgruppe war, lernte ich hier kennen. Bei der Besetzung gab es keine festen Paare. Wegen der Größenunterschiede wechselten wir bei den verschiedenen Tänzen individuell. Das war im Bühnentanz üblich. Es gab Auftritte mit und ohne das Maxhütten-Ensemble. Bei den Brigadefeiern, die nicht im Saal des Kulturpalasts stattfanden, kamen meist nur Tänze zur Aufführung mit wenig Personal.

Die meisten Tänzerinnen und Tänzer blieben nicht so lange beim Ballett wie ich. Viele begannen im Jugendalter und hörten als junge Erwachsene auf – sobald sie eine Familie gründeten. Andere gingen zum Studium oder verließen die Stadt der Arbeit wegen.

1983 war auch meine aktive Zeit vorbei. Mit fast dreißig Jahren gehörte ich da schon zu den Ältesten. So ganz trennte ich mich aber nicht von der Tanzgruppe. Als Hobbyfotograf begleitete ich sie ab und an weiterhin.

Fotografie war meine zweite große Leidenschaft. Für fast zwei Jahre, von 1981 bis 1983, besuchte ich eine „nebenberufliche Weiterbildung“ im künstlerischen Volksschaffen (Genre Fotografie) an der Kulturakademie in Rudolstadt und erwarb ein Zertifikat als Zirkelleiter. Für meine Abschlussarbeit fotografierte ich natürlich die Unterwellenborner Tanzgruppe.

Seither blieb ich der Fotografie treu. Im Jahr 1991 gründeten ehemalige Mitglieder des Fotozirkels des Kulturpalastes und meines Saalfelder FDGB-Fotozirkels den Verein FAC Saalfeld-Unterwellenborn e.V. (heute FAC Saalfeld-Rudolstadt e.V.), dessen 1. Vorstand ich mittlerweile bin. Im Jahre 2014 wurde ich zudem Mitglied im Verein Kulturpalast Unterwellenborn e.V. und möchte dazu beitragen, dass „Leben“ im Kulturpalast Unterwellenborn nicht draußen bleibt.

---

## PALAST FÜR DIE JUGEND

*Der Kulturpalast fand mit seinen zahlreichen Veranstaltungen für die Jugendlichen, mit dem Jugendklub und dem Singeclub regen Zuspruch. Die Singeklubs in der DDR entstanden in den Sechzigerjahren, als die Folkbewegung von Amerika nach Europa herüberschwappte. Der 1959 aus Kanada in die DDR übergesiedelte Folksänger Perry Friedman hatte die Veranstaltungsform Hootenanny mitgebracht: ein lockeres Treffen von gesangsfreudigen jungen Menschen, die gemeinsam zur Gitarre Lieder sangen. In Berlin gründeten Studenten den ersten Hootenanny-Klub, der sich 1967 in Oktober-Klub umbenannte und schnell Nachahmer fand. Weitere Singeklubs folgten, oftmals an Studentenorten; aber auch die Jugend der Arbeiterklasse fand Interesse daran. Bis zu ihrer Hochzeit 1973 entstanden in der DDR rund 4.000 diese Klubs. 1968 gründeten Lehrlinge, unter ihnen Michael Goschütz, den Singeclub Maxhütte.*

*Höhepunkt der Bewegung waren die X. Weltjugendfestspiele in Berlin – eine Art Woodstock-Festival des Ostens. Was als unabhängige „Bewegung“ entstand, wurde zunehmend von der FDJ vereinnahmt. So wurde der Oktoberklub Mitveranstalter des Festivals des politischen Liedes. Einmal jährlich wurden die besten Klubs des Landes zu einem Werkstattwochenende eingeladen. Hier konnten sich die Mitglieder austauschen, Musik machen und miteinander diskutieren. Doch als staatliche Einflüsse immer größer wurden, verebbte das Interesse bei vielen Mitgliedern. Ein Teil zog sich ganz aus der Musikbewegung zurück, andere wollten nicht mehr nur nachsingen, was vorgegeben wurde, sondern selbst kreativ sein. Sie begründeten eine eigene Musikszene mit Liedermachern, Liedtheaterleuten und Folkloregruppen. Zu ihnen gehörten unter anderem Bettina Wegner, Kurt Demmler, Gerhard Gundermann und viele mehr.*

*Der Singeclub der Maxhütte ging ähnliche Wege. Als „Arbeiterklub“ wurde er vom Betrieb und dem Kulturpalast kräftig unterstützt, unter anderem auch mit Instrumenten, Musikanlagen und Probenräumen. Dennoch verließen mehrmals Musiker den Klub, den sie zuvor geprägt hatten. Nach einigen Tiefs orientierten sich die Mitglieder jeweils neu und waren mit anderer Ausrichtung und Programm wieder erfolgreich. Die eigenen Songs, in denen die jungen Menschen ihren Lebensalltag zum Ausdruck brachten, kamen bei der SED-Kreisleitung teilweise nicht gut an, wurden zensiert oder durften bei Veranstaltungen nicht vorgetragen werden. Das führte 1984 schließlich zur Auflösung des Klubs.*

*Michael Goschütz, geboren am 10. Mai 1951, lernte von 1967 bis 1969 Schlosser in der Maxhütte. Bis Mai 1970 arbeitete er als pädagogische Hilfskraft im Lehrlingswohnheim, danach bis 1977 wieder als Schlosser. Er war Mitbegründer des Singeklubs der Maxhütte und leitete den Jugendbereich im Kulturhaus ab Februar 1977. Bis 1984 arbeitete er im Veranstaltungsbereich und wurde dann in die Maxhütte versetzt. Dort arbeitete er als Maschinist, war später Brigadier und Meister. Von August 1990 bis Juli 1992 war er Redakteur der Betriebszeitung und Verantwortlicher für Öffentlichkeitsarbeit.*

Als die Beat- und Rockmusik ihre Hochzeit hatte, begann ich 1967 meine Ausbildung zum Schlosser in der Maxhütte. In der Schule hatten wir davon geträumt, Rockstars zu werden oder zumindest in einer Band zu spielen. Jetzt beneidete ich die Jungs der Lehrlingsstanzkapelle, die ich erstmals bei meiner Einstellungsfeier erlebte. Sie machten Musik, fertigten in ihrer Arbeitszeit sogar ihre Notenpulte an und bekamen die gesamte Ausstattung der Kapelle gestellt. Doch weil die Gruppe bereits komplett war, konnte ich nicht eintreten.

Der Kulturbeauftragte der Betriebsberufsschule, Horst Brehm, bekam mit, dass mein Kumpel und ich etwas mit Musik machen wollten. Er riet uns: „Fragt die Mädchen bei den Technischen Zeichnern, die möchten auch was in der Art machen.“ Ziemlich schüchtern gingen wir in die Abteilung. „Sehen die gut aus!“, war mein erster Gedanke. Mit hochrotem Kopf sprachen wir sie an. Wir verabredeten uns und probten bei unserem ersten Treffen ein paar Lieder. So richtig wollte der Funke aber noch nicht überspringen.

Zu dieser Zeit kam Jochen Lesching von seinem Studium aus Dresden zurück in die Maxhütte. Er war dort Mitglied der Fokloregruppe der TU Dresden gewesen und brachte entsprechende Erfahrung mit. Die FDJ-Leitung beauftragte ihn, einen Lehrlings-Singeklub zu gründen. Überall sprossen diese Klubs aus dem Boden. Der bekannteste war der „Oktoberklub“ in Berlin. Die meisten entstanden an den Universitäten und Oberschulen. Horst Brehm brachte uns mit Jochen Lesching zusammen. Wir luden die Mädchen ein und trafen uns zur Probe. Nach zehn Tagen hatten wir bereits unseren ersten Auftritt zur Halbjahresauswertung des Berufswettbewerbs. Am Abend dieses Tages trat dann auch die Dresdener Fokloregruppe auf und wir bekamen ebenfalls die Möglichkeit, im Rahmen dieser Veranstaltung aufzutreten.

Jochen Lesching, Wolf-Dietrich Kießling und ich spielten zu unseren Liedern Gitarre, die Mädchen sangen. Während unseres Auftritts verkündete Jochen, dass wir noch Mitstreiter suchten. Wer Lust hätte, sollte zur Probe kommen.

Am nächsten Montag erschienen zwanzig Leute: Lehrlinge und junge Facharbeiter aus der Maxhütte sowie Schüler aus Unterwellenborn. Es war der Startschuss unseres Singeklubs.



Von da an war ich jede Woche im Kulturhaus, manchmal täglich. Als Singeklub der Arbeiterjugend wurden wir immens gefördert. Wir bekamen alles, was wir benötigten und noch mehr. Gitarren, Verstärker, eine Anlage und später auch einen eigenen Probenraum, mit dem wir unabhängiger waren. Wir konnten zudem die hervorragende Technik des Kulturpalastes nutzen. Dies alles zog talentierte junge Menschen an. Wolfgang Fiedler, heute anerkannter Komponist und Musiktheoretiker, gehörte zu denen, die den Klub besonders beeinflussten. Er brachte eigene Ideen und Elemente von Beat- und Rockmusik ein, die unseren Stil prägten und mit denen wir uns von anderen Klubs unterschieden. Unser Singeklub war gefragt und wir wurden immer erfolgreicher. Als Ansporn erhielten wir Einladungen zu Werkstattwochen, bei denen sich die besten Klubs des Landes trafen. Wir tauschten uns aus, diskutierten miteinander und machten gemeinsam Musik.

Unseren ersten Höhepunkt hatten wir 1973 bei den Weltfestspielen in Berlin. Acht Millionen Besucher darunter 25.600 Gäste aus 140 Staaten kamen zusammen. Auf 95 Bühnen gab es Beat- und Rockmusik und Lieder von Singeklubs, darunter wir. Man nannte dieses Festival auch „Woodstock des Ostens“. Für uns ging mit der Teilnahme ein Traum in Erfüllung.

Ein Jahr später traten wir zwar noch zusammen mit dem amerikanischen Schauspieler und Sänger Dean Reed im Kulturhaus auf, doch den Höhepunkt unserer gemeinsamen Zeit hatten wir überschritten. Einige Mitglieder, darunter auch Wolfgang Fiedler, wollten neue und eigene Wege gehen. Ihnen reichte es nicht mehr, „fremde“ Lieder zu singen. Fiedler war zudem Jazzenthusiast und wollte sich musikalisch weiterentwickeln. Er und andere verließen den Klub, der für die nächsten zwei Jahre in ein tiefes Loch fiel.

Auch ich wollte etwas Neues machen. Warum sangen wir nicht über das, was uns selbst betraf? Wir diskutierten über ein eigenes Programm und über Themen, die uns wichtig waren: unsere Arbeit, die Schule, Freunde – kurz „unser Leben“. Ich begann eigene Texte zu schreiben, die wir vertonten. Einige unserer Mitglieder verfolgten einen hohen musikalischen Anspruch und konnten eigene Lieder komponieren.

Mittlerweile arbeitete ich nicht mehr als Schlosser in der Maxhütte, sondern war seit 1977 im Kulturpalast angestellt. Die FDJ hatte mich über die Gewerkschaft beauftragt, mich um den Jugendbereich im Kulturhaus zu kümmern. Da der Singeklub immer in irgendeiner Form auch mit dem Jugendklub des Ortes zusammengearbeitet hatte, kannte ich mich gut aus. Doch die Zeiten hatten sich geändert, die Jugendlichen verfolgten andere Interessen und waren im Kulturhaus lange nicht mehr so aktiv wie früher. Die Arbeit füllte mich nicht aus, und als sich die Chance bot, wechselte ich in den Veranstaltungsbereich des Kulturhauses. Dort übernahm ich nach kurzer Zeit die Verantwortlichkeit für die Zirkelarbeit des Hauses. Gleichzeitig begann ich ein Fernstudium der Kulturwissenschaft an der Fachschule für Klubleiter Meißen-Siebeneichen.

Mit dem Singeklub legten wir 1975 unterdessen einen Neustart hin. Neue Mitglieder waren in den Klub gekommen und wir sangen jetzt unsere eigenen Lieder von der Maxhütte – also einem Thema, mit dem wir täglich zu tun hatten. In der Singebewegung gab es auch einen Begriff dafür: „DDR-konkret“ – und wir waren sehr konkret. Binnen eines Jahres waren wir wieder ganz oben und gehörten zu den besten Klubs des Landes. Die Maxhütte unterstützte uns weiterhin großzügig. Über Umwege hatten wir eine neue Verstärkeranlage bekommen, einen Dynacord-Gesangsverstärker. Das war Spitzentechnik, die es natürlich nur im Westen gab. 18.800 Mark kostete die Anlage, die der Betrieb finanzierte. Wir bekamen sie über einen Mittelsmann, einen Mitarbeiter einer afrikanischen Botschaft. Da ich im Veranstaltungsbereich arbeitete, nutzte ich die Anlage auch für Auftritte des Ensem-

bles. Ihr Kauf blieb nicht unbemerkt, und ich wurde zur Zollfahndung zitiert, wo ich einen ganzen Tag verbrachte. Die Anlage war illegal aus dem Westen in die DDR eingeführt worden. Zum Glück blieb der Vorfall ohne ernsthafte Konsequenzen.

Unsere eigenen Kompositionen und das neue Programm kamen gut an. Doch die große Zeit der Singeklubs war vorbei. Viele waren eingegangen, weil sie immer dasselbe machten und für junge Menschen unattraktiv wurden. Andere hatten sich aufgelöst, um neue musikalische Wege einzuschlagen. Die Liedermacherbewegung, Rock, Pop und Discomusik zogen die Leute in ihren Bann. Uns blieb der Erfolg treu, weil wir uns weiterentwickelt hatten. Wir sprachen Themen an, die unserer Generation auf der Seele lagen. Wir waren auch kritischer als früher.

Da ich zu dieser Zeit die Technik des Kulturhaus-Ensembles betreute, hatte ich auch zum Ensemble beste Kontakte. Mehrmals durfte ich mit ihnen auftreten, so unter anderem bei den Arbeiterfestspielen 1978 im Bezirk Suhl und bei einer Tournee in die polnische Partnerregion. In das Programm für die Arbeiterfestspiele bauten wir sogar ein Gedicht von mir ein. Es handelte davon, dass wir in der DDR oft Erfolge feierten, wo es gar keine gab. Die Partei der Arbeiterklasse nutzte jede Möglichkeit, sich zu feiern, auch wenn es klemmte. Den Text lehnte ich an das Brecht'sche Gedicht „Wahrnehmung“ an, eine Metapher lautet: „Die Mühen der Berge haben wir hinter uns, vor uns liegen die Mühen der Ebenen.“ Ich wollte ausdrücken, dass wir nicht immer alles nur loben sollten, um des Lobes willen. „Die Almen sind erstiegen, die Orden sind verteilt, wir feiern leichte Siege und etwas übereilt“, schrieb ich darin. Niemand kritisierte den Text, der einige Jahre später sicher nicht mehr so durchgegangen wäre.

Unsere Singeklub-Lieder gefielen den jungen Menschen, und noch nahmen die Funktionäre keinen Anstoß. Im Gegenteil: Wir bekamen mehrere Preise und Auszeichnungen: Gold bei den Arbeiterfestspielen 1978, ein Diplom der Werkstattwoche der Singeklubs, Teilnahme am Festival des politischen Liedes 1979, die Artur-Becker-Medaille in Gold und den Kunstpreis des FDGB. Wir hatten sogar mehrere Fernsehauftritte, unter anderem zur Werkstattwoche der Singeklubs 1978 in Leipzig im „Hippodrom“ und zum Festival des politischen Liedes 1979 in Berlin.

Wieder waren wir ganz oben und wieder fielen wir in ein Loch. Einige Mitglieder verließen den Klub, zwei Jahre traten wir kaum noch auf. Wir wollten nicht weitermachen wie bisher. Mirko Kühnert und Volker Burkert kamen

zum Klub. Burkert spielte Rockgitarre, genau den Sound, den wir gesucht hatten. 1984 schrieben wir ein neues, deutlich kritischeres Programm: „Überlegungen“ – eine Art fiktives Tagebuch einer Jugendbrigade, in der wir die Entwicklung des Kollektivs beschrieben. Unsere eigenen Erfahrungen und das, was um uns herum geschah, brachten wir in die Texte ein. Wir wollten nicht mehr nur singen und loben, sondern benennen, was nicht gut lief, und wir wollten etwas verändern.



Jede Kulturgruppe, die an den Arbeiterfestspielen 1984 im Bezirk Gera teilnehmen sollte, hatte einen „Betreuer“ der SED-Kreisleitung. Eines Tages besuchte auch unser „Pate“ eine Probe. Er kam aus dem Wirtschaftssekretariat der SED-Kreisleitung. Er hörte sich das Programm an. „Das ist gar nicht so schlecht, was ihr macht. Das hört sich ganz gut an“, erklärte er. Nur bei einem Lied riet er uns, den Refrain zu verändern. Das Lied handelte von Vorurteilen der Erwachsenen gegenüber Jugendlichen. Die Textpassage hieß: „Wehrt euch, ihr seid nicht, wie man von euch denkt“.

„Wehrt euch‘ ist nicht der ideale Ausdruck. Vielleicht denkt ihr mal darüber nach“, so der Rat unseres „Paten“. Wir änderten die Textzeile etwas ab, ohne den Inhalt des Liedes damit zu verfälschen. Ein anderes Lied, „Die Sauber-

männer“, handelte von der gängigen Praxis „Wäschst du mir meine Hand, wasch ich dir deine Hand ...“. Das Lied kannte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Auch nicht ein anderes, „Offene Fragen“, in dem es um innere Konflikte und Fragen eines unangepassten jungen Mädchens aus einer Funktionsfamilie ging, deren Freund die DDR verlassen hatte.

Bereits 1982 hatten wir einen ersten Auftritt in der Jugendsendung des DDR-Fernsehens „RUND“, im April 1984 den zweiten, bei dem wir einen Titel aus dem neuen Programm aufführten. Kurz vor den Arbeiterfestspielen hatten wir dann Premiere mit unserem neuen Programm. Zuvor mussten wir – wie üblich – alle Texte bei der Kreisleitung einreichen. Reine Routine, nie hatten wir damit Probleme gehabt. Unser Pate hatte sich ja gerade erst das Programm angesehen. Was sollte schon passieren. Wir standen bereits hinter der Bühne, als er mit dem Agitprop-Sekretär der Kreisleitung zu uns kam. Wir sollten zwei Lieder aus unserem neuen Programm streichen: „Offene Fragen“ und das Lied über die Saubermänner. Wir diskutierten, es wurde immer lauter. Bernd Roth, langjähriges Mitglied des Klubs und offizieller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, sowie Thomas Fleischer, angesehener Oberleutnant der Kriminalpolizei, legten sich lautstark mit den Funktionären an. Währenddessen füllte sich der Saal mit Zuschauern. Kurz bevor wir auf die Bühne mussten, drohte uns der Agitprop-Sekretär: „Entweder streicht ihr die beiden Lieder aus dem Programm, oder ihr fahrt nicht zu den Arbeiterfestspielen!“, und verschwand mit unserem Paten im Schlepptau. Bei der Premiere sangen wir natürlich beide Lieder.

Noch am selben Abend beschwerte ich mich bei der FDJ-Bezirksleitung, die uns mit ihrem ersten Sekretär an der Spitze (einem ehemaligen FDJ-Sekretär der Maxhütte) ihre volle Unterstützung zusicherte. Von der SED-Kreisleitung wurden wir zu einer Aussprache eingeladen. Der Kreissekretär erschien mit großer Delegation. Es sah aus, als wollten sie uns fertig machen. Doch auch wir hatten uns von der FDJ-Bezirksleitung Unterstützung mitgebracht. Die Argumente gingen hin und her. Wir boten als Kompromiss an, ein Lied zu streichen. Der Agitprop-Sekretär blieb erst einmal stur. Mir platzte schließlich der Kragen: „Egal ob es euch passt oder nicht, das Lied singen wir auf jeden Fall.“ Gemeint war das Lied „Eine Hand wäscht die andere“. Nur widerwillig stimmte die Kreisleitung schließlich dem Kompromiss zu. Wir hatten zwei Jahre an unserem Programm gearbeitet und nun so etwas!

In der Woche darauf fuhren wir zu den 20. Arbeiterfestspielen. Zuerst nach Jena, wo wir unser Programm der Jury vorstellten und wo ich kurz darauf

(zunächst inoffiziell und unter der Hand) erfuhr, dass man uns für eine Goldmedaille vorschlagen wolle. Danach ging es nach Gera – eine riesige Veranstaltung, bei der alle Bands spielten, die bei uns in der DDR Rang und Namen hatten. Wir waren einige Stunden vor unserem Auftritt in Gera und sahen uns das Programm auf der großen Bühne im Hofwiesenspark an, auf der auch wir auftreten sollten. 15.000 Menschen standen auf der Wiese. Als KARAT spielte, tobte die Menge. Danach kam ein Singeklub. Der wurde ausgebuht. Das wiederholte sich mehrmals. Die Bands ernteten stürmischen Beifall, die Singeklubs nur Pfiffe. Vor uns spielte WIR. Ihr Programm bestand aus Pop- und Discomusik, vermischt mit ein bisschen Rock. Genau das, was gerade angesagt war. Die Zuschauer waren aus dem Häuschen.

In Anerkennung  
hervorragender Leistungen verleiht  
der Bundesvorstand  
des FDGB

*FDJ - SINGEKLUB*  
*beim VEB Maxhütte Unterwellenborn für*

»*Überlegungen*«

die *Goldmedaille* der  
20. Arbeiterfestspiele der DDR



Berlin, Juni 1984

Vorsitzender

Dann kamen wir auf die Bühne. Bevor das Publikum überhaupt reagieren konnte, nahmen wir uns die Mikros und schrien in die Menge: „Unterwellenborn grüßt Gera“. Damit hatten wir die Sympathien auf unserer Seite. Dann legten wir los und zogen unsere Show ab. Wir waren nicht so „brav“ wie die Singeklubs zuvor, sondern echte Rampensäue. Die Jugendlichen waren begeistert, der Applaus riesig. Wir spielten unser gesamtes Programm ohne Abstriche. Es war der helle Wahnsinn. Wir sangen über uns und unser Leben in der Maxhütte, unterlegt mit Rockmusik. Vor unserem letzten Lied nahm ich noch einmal das Mikro und kündigte an, dass dies unser letzter gemeinsamer Auftritt als Singeclub sei. Zum Abschied unserer tollen Zeit spielten wir noch einmal das „Hüttenlied“ von Kuba, dem Dichter, der 1948/49 auch in der Maxhütte gearbeitet hatte. Der Applaus am Schluss war unglaublich. 15.000 Menschen jubelten uns minutenlang zu. Der Sicherheitsdienst der FDJ musste eingreifen, damit die Bühne nicht gestürmt wurde. Ein besseres Ende hätten wir uns nicht erträumen können.

Unser Programm wurde schließlich mit einer Goldmedaille der Arbeiterfestspiele ausgezeichnet. Am darauffolgenden Montag fuhren wir noch einmal zurück nach Gera zur Auszeichnungsveranstaltung in das große Veranstaltungszentrum. Nachdem wir unsere Urkunden auf der Bühne in Empfang genommen hatten, ging ich zurück durch den Saal ganz bewusst am Tisch unserer SED-Kreisleitung vorbei und zeigte ihnen mit einem süffisanten Lächeln die Urkunde. Die „Rache“ der kleingeistigen Funktionäre folgte wenig später.

Wir hatten uns vorgenommen, neue Lieder zu schreiben und eine Art Rockmärchen zu machen. Doch es kam anders. Ich wurde Anfang September zur Kulturhausleitung zitiert. Dort teilte man mir mit, dass die KFS (Kombinierte Formstahlstraße), eine ganz neue, moderne Walzstraße der Maxhütte in der Einfahrphase war und man dazu gute Leute wie mich benötigt. Man wollte mich also in die Produktion versetzen. Dabei hatte mich die Gewerkschaftsleitung doch gerade erst als künstlerischen Leiter des Kulturhauses beauftragt – zumal ich mit meinem abgeschlossenen Studium auch über die dazu notwendige Qualifikation verfügte. Die Kulturhausleitung argumentierte jedoch, dass ich als Genosse diese sozialistische Hilfe nicht verweigern könne. Das Hickhack zog sich bis Jahresende hin. Schließlich willigte ich Ende November ein, denn man hatte mir gesagt, es ginge ohnehin nur um drei Monate. Im Arbeitsvertrag, den ich unterzeichnen sollte, stand jedoch bereits eine Laufzeit von einem Jahr. Angeblich war das die Mindestlaufzeit. Nach einem Jahr wurde mir eine Verlängerung angeboten, die ich annahm; kurz

darauf wurde ich zum Brigadier befördert und übernahm, nach einem krankheitsbedingtem Ausfall des Schichtmeisters, die Meisterstelle.

Was ich die ganze Zeit jedoch nicht wusste: Der Agit-Prop-Sekretär der SED-Kreisleitung, der im Hintergrund die Fäden gezogen hatte, hatte durchgesetzt, dass ich nie wieder offiziell im Kulturbereich arbeiten durfte. Ich sollte zurück in den Betrieb, „damit der Kerl aufhört, blödes Zeug zu schreiben“. Das erfuhr ich Ende Juni 1984 durch eine ehemalige Mitarbeiterin der SED-Kreisleitung. Es war das Ende meiner Musik-„Karriere“ und auch das Ende meines Wirkens in der Kultur. Aber auch der Singeklub kam nicht mehr auf die Beine, denn auch hier wurde bei einigen Mitgliedern „kaderpolitisch eingegriffen“ – und so hörte er im September 1984 auf zu existieren.

*Parallel zur Singebewegung gründeten sich in den Sechzigerahren Jugendklubs. Meistens entstanden sie aus Gruppen junger Menschen, die Räume suchten, um sich ungezwungen und „ohne festes Programm“ treffen zu können. In der FDJ war das Zusammenkommen starr reglementiert und das Programm meistens vorgegeben. Im Jugendklub wollte man vornehmlich Musik hören, tanzen und Spaß mit Freunden haben.*

*Hatten die jungen Menschen erst einmal Klubräume, begannen sie oft, neben Diskoabenden weitere Veranstaltungen zu organisieren. Man gab den Bands der Region Auftrittsmöglichkeiten und lud zu kulturellen Veranstaltungen, wie Lesungen oder Filmvorführungen, ein. Die Klubs waren in der Regel nicht unabhängig, sondern an Betriebe, Universitäten oder andere Einrichtungen gekoppelt. Das hatte den Vorteil, dass die Räumlichkeiten fast immer kostenlos zur Verfügung gestellt wurden und es oft ein Budget für Aktivitäten gab.*

*Die Jugendklubs waren jedoch nicht so selbstständig, wie sich das manche erhofft hatten. Entweder übte die FDJ Einfluss aus oder die SED-Kreisleitung hatte „ein Auge“ darauf. Gab es Anfang der Siebzigerjahre mehr Freizügigkeit, veränderte sich dies danach deutlich. Programme bis hin zu den Musik-Abspiellisten mussten eingereicht und genehmigt werden. Die 60:40-Regel bei Musikveranstaltungen wurde häufig kontrolliert. Die offizielle Einmischung war ein Grund für das nachlassende Engagement in den Achtzigerjahren. Hinzu kam das veränderte Kulturinteresse und Konsumverhalten der jungen Menschen, das die Klubs nicht mehr bedienten. Viele schlossen mangels Beteiligung oder führten ein „Alibi“-Dasein.*

*Helmut Rudolf Kulawik, geboren 1953 in Gorndorf, erlernte nach dem Schulabschluss 1969 zunächst den Beruf des Betriebsschlossers in der Hauptwerkstatt und im Walzwerk der Maxhütte Unterwellenborn. 1978 erwarb er den Facharbeiter Rinderzucht und beendete 1981 sein Studium zum Agraringenieurökonom. Von 1969 bis 1972 leitete er den Jugendklub.*

Nach der Jugendweihe wurde ich aktives Mitglied im Jugendklub. Dieser hatte sein Domizil im Kulturpalast. An den Wochenenden gab es immer etwas zu tun. Einmal zogen wir gemeinsam mit dem Jugendklub und unserer FDJ-Fahne nach Oberwellenborn. Auf der „Bierstraße“ ging es mit dem Lied „Auf, auf zum Kampf“ auf den Lippen in den Nachbarort. Wir halfen dabei, den größten Rinderoffenstall, den es im Kreis gab, zu errichten. Wir betätigten uns hauptsächlich bei den Schachtarbeiten. Mit Hacke und Schaufel ging es ans Werk. Es dauerte nicht lange, da kam der „Dicke“ – das war der Spitzname des LPG-Vorsitzenden Potte – mit einer Palette Bratwürste, einer Kiste Bier und anderen Getränken zu uns. So wurden wir hervorragend versorgt! Für unser Engagement bekamen wir kein Geld. Nach Abschluss der Baumaßnahme schenkte uns Herr Potte eine seidene FDJ-Fahne, darauf waren wir sehr stolz.

Mir machte es Spaß, mich zu engagieren, insbesondere im Jugendklub. Am Kulturpalast errichteten wir unentgeltlich eine Freilichtbühne, diese ist bis heute erhalten. Vor dem Kulturpalast schachteten wir Gräben für die Beleuchtung.

Für den Kulturpalast organisierten wir zudem viele Veranstaltungen. Wir halfen beispielsweise bei der Vorbereitung und Durchführung der Faschingsveranstaltungen und Silvesterfeiern. Die Faschingsveranstaltungen waren stets so gut besucht, dass jeder Quadratmeter ausgenutzt wurde und es keinen freien Platz im ganzen Haus mehr gab. Sogar in den Garderobengängen bauten wir Tische und Stühle auf. Legendär war die Holzrutsche von der Empore ins Foyer hinein. Die war der Wahnsinn. Die Rutsche wurde speziell für den Fasching aufgebaut und später im Fundus des Kulturhauses eingelagert.

Am Wochenende war immer etwas los. Im Jugendklub gab es Diskoabende. Dann krachte es manchmal gewaltig. Besonders wenn die Kamsdorfer nach Unterwellenborn kamen, ging es hoch her. Das gehörte einfach dazu. Manchmal ging es dabei um Mädels, aber eigentlich brauchten wir keinen besonderen Grund. Die Klopperei war Tradition: Man rempelte sich an, ein Wort ergab das andere, der eine schubste den anderen und dann boxten wir auch schon mal. Aber ernsthaft verletzt wurde niemand.

Wir führten Tanzabende mit Livemusik durch. Eine der beliebtesten Bands waren die Aristonas aus Bitterfeld. Sie kamen mit einem alten ZIL angefahren, einer russischen Staatskarosse. Nach der Veranstaltung saßen wir mit den Bandmitgliedern noch im Jugendzimmer, tranken Bier und drehten die Musik voll auf. Wir ließen es richtig krachen. Die fünf Jungs hatten wir privat bei uns zuhause untergebracht. Bei mir übernachtete der Schlagzeuger, der auch den ZIL fuhr. Mit dem Wagen fuhren wir nachts zu mir nach Hause und parkten ihn an der Straße vor dem Haus. Am Sonntagmorgen, wir waren noch nicht richtig wach, hörten wir Radau. Was war das? Rund um den ZIL standen Leute. Als wir aus dem Haus kamen und der Schlagzeuger und ich in dem ganzen Rummel in den Wagen einstiegen, wusste ich, dass wir alles richtig gemacht hatten: Die Band hatte Aufsehen erregt. Das war stark. Bei ihrem zweiten Auftritt im Kulturpalast war das Haus wieder brechend voll, es hatte sich herumgesprochen, wie gut die Aristonas waren!

Der Kulturpalast war bis zu meinem 21. Lebensjahr ein wichtiger Teil meines Lebens. Im Café des Kulturpalastes lernte ich 1971 meine spätere Frau kennen. Sie „entführte“ mich nach Obernitz in Saalfeld. 1974 heirateten wir und bekamen zwei Kinder.

Wir sind heute noch immer glücklich verheiratet. Von 1994 an bin ich ununterbrochen Mitglied des Stadtrates der Stadt Saalfeld/Saale. Zudem engagiere ich mich im Verein Kulturpalast Unterwellenborn e.V. für den Erhalt dieses wunderschönen Gebäudes.

*Jürgen Wenig, geboren 1952, trat 1966 dem Jugendklub bei und leitete ihn von 1970 bis 1971. Als Pionierleiter mit Unterstufenlehrbefähigung für Deutsch und Kunsterziehung arbeitete er von 1986 bis 1990 als Erzieher im Feriendienst der Maxhütte.*

Mein erstes großes Erlebnis im Kulturpalast war meine Jugendweihe 1966. Wir standen vorne auf der Bühne, Arme angelegt, in Reih und Glied, und mir zitterten vor Aufregung die Knie. Ich trug einen Anzug, den drei Jahre zuvor schon mein Bruder getragen hatte und den mein kleiner Bruder später auch noch anziehen würde. Ich empfand den Tag als etwas ganz Besonderes in meinem Leben und war stolz. Nach der offiziellen Feier gab es zu Hause ein Familienfest. Die gesamte Verwandtschaft war gekommen, um mit mir zu feiern. Von nun an gehörte ich zu den jungen Erwachsenen.



Einen Tag später durfte ich allein zu meiner ersten „richtigen“ Veranstaltung: einem Tanztee im Foyer des Kulturpalastes. Es ging um 15 Uhr los und um 21 Uhr war Schluss. Ich war mit ein paar Schulkameraden dort. Am Tisch gegenüber saßen zwei „zarte Rehe“, zwei Fräuleins, die etwas älter waren, vielleicht 16 oder 17 Jahre. Eine der beiden trat mir mehrmals auf die Füße. Ich sollte wahrscheinlich mit ihr tanzen. Doch ich bekam es mit der Angst zu tun, tanzen konnte ich doch noch gar nicht, wir kamen erst nach der Jugendweihe in die Tanzschule. Und jetzt das. Mit hochrotem Kopf stand ich auf und verließ das Fest. Dieser Tag war für mich gelaufen.

Doch von nun an ging ich regelmäßig in den Jugendklub – bis ich 1971 zur NVA einberufen wurde. Manchmal waren über vierzig Leute im Klub aktiv. Es gab herrliche Veranstaltungen. Unsere Lieblingsband, die Aristonas aus Bitterfeld, werde ich nie vergessen. Nach einem ihrer Auftritte wurden wir von der Parteileitung der Maxhütte vorgeladen. Man warf uns vor, wir hätten uns affenartig verhalten und auf allen Vieren getanzt. Zudem hätte die Band das Verhältnis von 40:60 nicht eingehalten. Es war vorgeschrieben, dass wir nicht mehr als vierzig Prozent Westmusik auf den Tanzabenden spielten. Der größere Teil musste Musik aus der DDR oder befreundeter Länder sein. Die Aristonas spielten die aktuellen Lieder aus der Hitparade. Das kam bei den Leuten super an und niemand interessierte das 40:60-Verhältnis.

Doch es wurde nicht nur gefeiert. Wir erledigten Arbeiten rund um den Kulturpalast auf freiwilliger Basis. Wir fühlten uns dazu nicht verpflichtet, son-

dern es machte uns Spaß. Wir wollten helfen und etwas tun. Neben dem Kulturpalast bauten wir eine Freilichtbühne auf. Das war aktive Jugendbeschäftigung. Fritz Herse, der Leiter des Kulturpalastes, organisierte den Einsatz mit uns. Die Bühne sollte zum 1. Mai 1968 fertig sein. Sie musste nicht nur aufgebaut werden. Zuerst gruben wir mit Manneskraft den Grundriss aus und legten ein Fundament an. In nur einem Monat hatten wir die Freilichtbühne pünktlich errichtet. 1.100 Stunden freiwillig geleisteter Arbeit lagen hinter uns. Darauf waren wir stolz.

Im Jugendklub organisierten wir alle Veranstaltungen von A bis Z selbstständig, angefangen beim Kartenverkauf bis zur eigenen Ordnungsgruppe. Der gehörte auch Frank Schellenberger an, den wir alle nur Max nannten. Ein Hühne von Kerl, der bei den Tanzveranstaltungen allein eine ganze Ordnungsgruppe ersetzte. Wenn er dabei war, gab es nie Ärger. Leider ist er viel zu früh verstorben. Er war ein toller Kerl.

Finanziell hatten wir nie Probleme. Wir führten ein eigenes Jugendklubkonto, durften die Einnahmen aus unseren Veranstaltungen behalten und legten den Überschuss zurück. Damit fuhren wir 1968 für mehrere Tage nach Thale in den Harz und 1969 nach Berlin, um dort andere Jugendklubs zu besuchen. Wir überwiesen auch Geld an die Volkssolidarität. Die hatte keine gute Meinung von uns, und manche dachten, wir seien nur „Suffköpfe“. Als sie jedoch Geld von uns erhielten, waren wir die Besten. Unseren Ruf besserte auch auf, dass wir den älteren Menschen am Jahresende kleine Geschenke brachten und ihnen ein Ständchen sangen.



Das Kulturhaus war jeden Tag mit Leben gefüllt. Von montags bis sonntags war immer etwas los. Montags war Großreinemachen. An den Wochenenden fanden die meisten Tanzveranstaltungen von 19.30 Uhr bis früh um ein Uhr im Foyer statt. Im Café gab es Tanz ab 15 Uhr. Im Jugendklub fingen wir auch gegen 19.30 Uhr an und blieben bis 22 Uhr. Aber es gab noch viel mehr Angebote: Kurse und Zirkel. Und es kamen auch andere Betriebe ins Kulturhaus. Ob Brigadefeiern oder Betriebsfeiern des Gesundheitswesens, des Kraftverkehrs oder des Konsums, es waren stets viele Menschen im Haus. Da ging die Post ab.

Leider musste ich 1971 zur Armee und zog zum Studium aus der Region fort. Mit meiner ersten Ehefrau lebte ich später in Senftenberg. Doch den Kontakt zum Kulturhausleiter behielt ich bei. Ich besuchte außerdem ganz spontan Veranstaltungen im Kulturpalast und hielt den Kontakt zu meinen Kumpels.

### *Michael Goschütz*

Schon seit seiner Gründung pflegte der Singeklub gute Verbindungen zum Jugendklub des Kulturhauses. Wir gingen immer gern zu den Veranstaltungen und Festen des Klubs. Anfangs trafen wir uns im sogenannten Jugendzimmer. Das war ein Raum im Kulturhaus auf der ersten Etage neben der HO, den wir zu bestimmten Zeiten nutzen konnten. Das Jugendzimmer wurde auch für andere Veranstaltungen genutzt und konnte gemietet werden.

Für unsere Aktivitäten war der Raum zu klein und nicht zeitgemäß. Veranstaltungen der Jugend fanden immer wieder in anderen Räumen statt. Ständig schleppten wir unsere Anlagen im Kulturpalast von einem Ort zum anderen. Wir hatten schon länger eigene Räume gefordert, als man endlich in der Leitung der Maxhütte den Beschluß fasste, das Jugendzimmer zu erweitern. Es wurde umgebaut und um zwei kleinere, nebenan liegende Räume, deren Wände entfernt wurden, erweitert.

Endlich hatten wir einen eigenen Klub für uns, in dem wir Feste feiern, unsere Proben abhalten und uns treffen konnten, wann wir Lust hatten. Mit Ausnahmen: Einige Funktionäre benahmen sich wie kleine Napoleons. An besonderen Festtagen wie dem 1. Mai oder 7. Oktober kam es immer wieder vor, dass sie unsere Klubräume für ihre Besäufnisse konfiszierten. Sie meldeten sich nicht einmal an, sondern nahmen sich den Raum einfach. Wir blieben außen vor. Wenn wir kamen und sie schon drinnen saßen, hatten wir Pech. Dagegen konnten wir nichts tun.

Später, Mitte der Achtzigerjahre, setzte die FDJ-Leitung der Maxhütte durch, dass der kleine Saal als Jugendklub eingerichtet wurde. Allerdings waren die Jugendlichen nicht mehr so aktiv im Kulturpalast, wie wir es gewesen waren. Die Zeiten hatten sich geändert und auch die Interessen der jungen Menschen.

---

## PALAST KUNST

*Der später als „Hüttenmaler“ bekannte Künstler Herbert Strecha übernahm in den 1950er Jahren die künstlerische Leitung des Zirkels „Bildende Kunst“, an dessen Aufbau der Hochöfner Gerhard Fichter wesentlichen Anteil hatte. Strecha beeinflusste mit seiner Kunstauffassung eine ganze Generation von Künstlern in der DDR. Er zählte zu den Vertretern des „Sozialistischen Realismus“. Zu den Mitgliedern des Zirkels, den Strecha bis 1979 leitete, gehörten unter anderem Carlo Hirschel und Werk tätige der Maxhütte. Im Auftrag des Stahlbetriebs entstanden zahlreiche Werke Strechas für Wand- und Tafelbilder, die nicht nur im Kulturhaus, sondern weit über die Region hinaus ausgestellt wurden. Zirkelmitglied Carlo Hirschel, der eine Lehre als Schrift- und Werbemaler in der Maxhütte absolvierte, arbeitete von 1958 bis 1990 als Dekorateur im Kulturpalast. Bereits 1973 hatte er seine erste Ausstellung in der kleinen Galerie des Palastes. Die Maxhütte und ihre Kumpel waren für ihn unerschöpfliche Motive.*

*Die bildende Kunst und Malerei stand trotz ihrer über die Region hinaus bekannten Künstler im Schatten des Maxhütten-Ensembles. Mehr Aufmerksamkeit bekam dieser Bereich der Kunst im Palast zunehmend ab 1972, als das Ehepaar Margret und Edwin Kratschmer in weitgehend privater Initiative und in Zusammenarbeit mit der Kulturhausleitung eine Betriebsgalerie im Kulturpalast gründete und stetig erweiterte. Sie entwickelte sich in den folgenden 18 Jahren zur führenden Betriebsgalerie des Landes und war wichtige Instanz für die spätere Kunstsammlung Maxhütte. In regelmäßigem Wechsel wurden insgesamt 120 Ausstellungen gezeigt, in denen 273 Künstler präsentiert und etwa 7.000 Werke aus den Bereichen Malerei, Grafik, Plastik, Kunsthandwerk und Fotografie ausgestellt wurden.*

*Das Ehepaar Kratschmer leitete eine neue Qualität der Zusammenarbeit von Künstlern ein und förderte die Auseinandersetzung mit der Kunst bei den Werk tätigen und Interessierten aus der Region. In rund 2.000 Kunstgesprächen gab man den Arbeitern und Besuchern die Möglichkeit, sich direkt mit Künstlern auseinanderzusetzen, einen tieferen Einblick in die Werke, ihre Entstehung und Aussagen zu erhalten und darüber zu diskutieren. Seit 1979 gab es zudem zu jeder Ausstellung eine Audioführung.*

*1987 starteten die Galeristen in Vorbereitung der 100. Ausstellung, die vom 30. September bis zum 15. November 1988 stattfand, den republikweiten*

*Aufruf „Max braucht Kunst!“ Auch wenn sich „nur“ dreißig zumeist junge Künstler daran beteiligten, kamen dennoch 180 Werke zusammen, aus denen eine Jury 120 Kunstwerke zum Ankauf durch die Maxhütte vorschlug. Dank betrieblicher und gesellschaftlicher Sponsoren entstand die Kunstsammlung Maxhütte, die in den Folgejahren erweitert wurde. Sie ist eine der wenigen noch vorhandenen geschlossenen Betriebskunstsammlungen der DDR und befindet sich heute im Besitz des Landes Thüringen. Eines der bekanntesten Werke ist die „Aura der Schmelzer“ von Eberhard Heiland. Das Gemälde zeigt fünf Maxhüttenkumpel der Schicht „Frieden“ als verschworene Gemeinschaft.*

### *Reinhard Salzmann*

Der Künstler Edwin Kratschmer und seine Frau Margret gründeten 1972 die Galerie im Kulturpalast Maxhütte und leiteten sie bis 1990. Alle acht bis zehn Wochen fanden in regelmäßigem Wechsel Ausstellungen statt. Bekannte, aber auch noch unbekannte Künstler erhielten die Möglichkeit, ihre Werke zu präsentieren. Dabei handelte es sich vorwiegend um Personalausstellungen, aber auch um Ausstellungen zu speziellen Themen.



Reinhard Salzmann

Die Idee der Galerie war es, den Beschäftigten der Maxhütte und den Besuchern Kunst zu zeigen und zu erklären. Das kam gut an. Besser als wir erwartet hatten. Viele Brigaden interessierten sich für die Ausstellungen und besuchten sie nach der Arbeit, genauso wie Bewohner aus der Umgebung. Sie kamen aus Gera, Jena, Leipzig oder Berlin. Sogar von weiter entfernt, beispielsweise aus Ungarn, reisten Interessierte an. Im Monat kamen 500 bis 800 Besucher, die sich zumeist vorher anmeldeten. Dazu gehörten auch Schulklassen. Wir führten unzählige Kunstgespräche – etwa 100 pro Ausstellung. Zunächst machte dies das Ehepaar Kratschmer selbst. Sie schulten uns und erklärten, was uns ein Künstler mit seinem Werk sagen wollte. Dann übernahmen wir die Führungen.

Ein Ergebnis der Aktion „Max braucht Kunst“, die das Ehepaar Kratschmer 1987 initiierte, war der Aufbau der eigenen Betriebsgalerie. Für die riesige Ausstellung, die mehrere Räume des Kulturpalastes in Anspruch nahm, wäre die ursprüngliche Galerie zu klein gewesen. Zudem stellte der Betrieb erhebliche Summen zur Verfügung, um Kunstwerke anzukaufen. In kurzer Zeit entwickelte sich die Betriebsgalerie zur besten des Landes.

Unsere Werkstätigen konnten sich mit den Werken identifizieren, weil die Motive aus ihrer eigenen Welt stammten.



Manche Besucher waren anfangs auch skeptisch und fanden, dass es ein „Schmarn“ sei, was auf den Bildern zu sehen war. Nach den Kunstgesprächen waren es oft genau diese Arbeiter, die am Wochenende mit ihrer Familie wiederkamen und sich alles noch einmal erklären ließen. Sie fanden es spannend, vom Künstler zu erfahren, was er für Gedanken mit seinem Kunstwerk verbindet oder etwas über die Freiheit des Künstlers in seinem Schaffen zu hören.

Die Gespräche mit uns und die Möglichkeit, beim Gang durch die Ausstellung Fragen zu stellen, waren für Mitarbeiter, Angehörige und Besucher aus der Region etwas Neues. Die meisten erkundigten sich, ob die gemalten Personen bekannt waren und wollten wissen, wie lange der Künstler an einem Werk gearbeitet hatte. Sie bekamen einen Zugang zur Kunst, der bei vielen Lust und Neugier auf andere Ausstellungen und Werke weckte.

*Klaus Hollmann, geboren 1956, arbeitete der Dipl.-Ing. (FH) für Metallgewinnung von 1972 bis 1992 als Stahlwerker, Hochöfner und als Schichtleiter in der Maxhütte. Anschließend war er bis 1995 als Objektleiter beim Abriss der Anlagen der Maxhütte tätig. Er war verantwortlich für den Aufbau eines Bergbaumuseums in Kamsdorf und arbeitet heute als Springer in einer Rohrzieherei in Neuhaus/Rwg.*

Im Rahmen der Aktion „Max braucht Kunst“ kamen ab 1987 Künstler in unseren Betrieb. Es ging darum, die Arbeiter an ihrem Arbeitsplatz darzustellen. So entstand das Bild „Aura der Schmelzer“. Es zeigt fünf Mitglieder meiner Brigade „Frieden“ des Schmelzbetriebes-Hochofen, die mittlerweile alle verstorben sind. Im Mittelpunkt des Bildes stand „Vati“, so nannten wir Herbert Rudat, den Ofenmeister mit seinem bekannten runden Hut.

Der Maler Eberhard Heiland hatte sich unserer Brigade ausgesucht. Er sollte mit uns als Schmelzer arbeiten und dabei natürlich die Arbeit eines Hochöfners kennenlernen. In erster Linie sollte er uns jedoch zur Malerei hinführen. Wir nahmen Eberhard Heiland in unsere Brigade auf und entwickelten ein inniges Verhältnis zu ihm. Damit er malen konnte, erledigten wir seine Arbeitsaufgaben mit. Leider wurde er bald krank und verließ die Brigade. Als ihm wegen seiner schweren Diabetes ein Bein amputiert wurde, halfen wir ihm beim Umzug in eine behindertengerechte Wohnung. Wir hielten bis zuletzt Kontakt zu ihm. Als er im April 2005 verstarb, nahmen ehemalige Brigademitglieder an der Beerdigung teil. Die Kunstaktion war für uns etwas Besonderes. Weil wir den Maler hautnah erlebten und weil unsere eigenen

Leute auf dem Bild zu sehen waren, bekamen wir einen direkten Bezug zur Kunst. Wir kannten die Arbeit, die Kollegen und die Arbeitsumgebung und waren erstaunt, was die Künstler daraus machen konnten. Wir verfolgten, wie das Kunstwerk entsteht. So wurde unser Interesse geweckt und unser Kunstverständnis ausgebildet.



Die Kunstgalerie im Betrieb bestand seit 1972. Wir konnten sie jederzeit individuell mit Freunden und Verwandten besuchen und den Besuchern genau erklären, was hier dargestellt wurde. Die „Aura der Schmelzer“ war bei jedem Besuch ein Blickfang.

*Bereits bei der Planung des Kulturpalastes waren ein Fotolabor sowie Fotokurse vorgesehen. In der Maxhütte gab es bereits Fotogruppen. Schon früh trugen die Mitglieder zur Bebilderung der Betriebszeitung „Die Hütte“ bei. Im Kulturhaus richtete man Fotozirkel für Anfänger und Fortgeschrittene sowie für Kinder ein. Einer der langjährigen Leiter war Werner Müller, der unter anderem die Zirkel „Grundwissen über die Fotografie“ in Theorie und Praxis durchführte, in denen die Teilnehmer lernten, Fotos im Labor zu entwickeln und zu vergrößern. Die Themen für die Bilder wurden zum Teil vorgegeben und spiegelten das Leben im Kulturpalast, aber auch die Arbeit der Werktä-*

*tigen in der Maxhütte wider. Viele Fotos erschienen in der Betriebszeitung, zu deren Redaktion Müller bis in die Achtzigerjahre gehörte. Sie wurden zum Teil unter der Rubrik „Max im Bild“, einer bunten Seite der Zeitung, abgebildet. Die Amateurfotografen lieferten auch Bilder zur Illustration von Berichten über Aktivitäten, die im Kulturpalast stattfanden. Die Hobbyfotografen erhielten zudem gezielt Fotoaufträge, sogenannte Werkaufträge.*

*Die besten Fotos der Zirkelmitglieder wurden in Ausstellungen präsentiert. Auch der Fotozirkel verfügte über ein eigenes Budget, mit dem Kameras, Ausstattung des Labors und Material finanziert wurden. Ein Teil der Mitglieder legte sich eigene Kameras zu und war so unabhängiger. Die Ausleihe von Fotoapparaten und Material war an Projekte, Fortbildungen oder Praxisübungen der Kurse gebunden. Der Zirkelleiter musste dies dokumentieren, genauso wie die Teilnahme an den Fotokursen und die Verwendung der finanziellen Mittel. Die Fotozirkel für Kinder und Erwachsene waren beliebt und bestanden bis zur Schließung des Kulturpalastes 1990.*

*Wolfgang Kaminsky, geboren 1952 in Unterwellenborn, lernte er in der Maxhütte den Beruf des Schlossers und arbeitete dreißig Jahre in der Maxhütte. Er ist heute Ortsteilbürgermeister der Gemeinde Unterwellenborn.*

Ich habe schöne Kindheitserinnerungen an den Kulturpalast. Die Weihnachtsfeiern waren etwas Besonderes, die Tische schön gedeckt, überall standen Tellerchen mit Weihnachtsgebäck. Jedes Kind wurde bedacht. Die Feiern finanzierte die Maxhütte. Ich ging auch gern zur Märchenstunde von Frau Kratschmer, die fast jeden Samstagnachmittag im Auditorium des Kulturhauses stattfand. Zwanzig bis dreißig Kinder und einige Eltern nahmen daran teil. Die Märchen wurden durch Gestik und Mimik der Erzählerin lebhaft vorgetragen und durch Dia-Fotos auf der Leinwand dargestellt. In jeder Märchenstunde wurde nur ein Märchen erzählt, beispielsweise „Der kleine Muck“.

Als Jugendlicher nahm ich später am Fotozirkel teil. Werner Müller und Kurt Finger inspirierten mich, mich mit Fotografie zu beschäftigen. Kurt Finger wurde unser erfolgreichstes Mitglied. Sein Foto „Stahl und Brot“ gewann zahlreiche Preise, darunter eine Bronzemedaille auf der internationalen Fotoausstellung in Rio de Janeiro 1971. Über die Initiative von Werner Müller wurde ich Jugendfotozirkelleiter und hatte engen Kontakt zum Jugendklub. Zu unserer Zirkelarbeit gehörte es, Einblicke in die Fotografie zu vermitteln, in den Umgang mit der Kamera, die Belichtungsmessung, die Motivwahl und

in die Laborarbeit. Um eine gewisse Vielfalt zu erzielen gaben wir uns verschiedene Motive vor, wie beispielsweise Natur, Tiere, Landschaften, Porträt, Architektur und viele mehr. Wir entwickelten die besten Fotos in unserem Labor selbst und werteten sie anschließend gemeinsam aus.

Um schöne Motive im Naturlicht zu erhaschen gingen wir auch auf Nachtsafari. Einmal stand ich mit meinem Stativ unter einem Birnbaum und hielt den Drahtauslöser bereit, um zum gegebenen Zeitpunkt auszulösen. Da fiel plötzlich eine Birne vom Baum direkt auf meinen Daumen und löste das Foto aus. Eine besonders schöne Aufnahme gelang mir bei einem meiner Streifzüge durch die Natur. Als ich den Sonnenaufgang fotografierte, mit einer Kuhherde im Hintergrund, lief mir ein Reh vor die Kamera. So gelang mir ein gut belichtetes Foto einer Kuhherde im schönen Morgenrot mit einem Reh davor.

Ich verbrachte viel Zeit im Kulturpalast und so wurde das Haus für mich eine zweite Heimat. Ich begleitete alle Veranstaltungen fotografisch und dokumentierte darüber hinaus auch andere Aktivitäten. So erlebte ich 1973 auch die Jugend-Weltfestspiel in Berlin mit und fotografierte dort.

*Zur Fertigstellung des Kulturpalastes gründete sich das Betriebsfilmstudio. Es verfügte über Schneide- und Tontechnikräume und ein Labor, in dem die Filme entwickelt wurden. Alle Endkopien wurden jedoch in Babelsberg gezogen. Die Mitglieder des Filmstudios sahen sich als Chronisten, die das Betriebsgeschehen dokumentierten, jedem Film aber - soweit möglich - ihre eigene Handschrift verliehen. Im Laufe der Jahre entstand ein guter Überblick über die Entwicklung der Maxhütte von den Fünfziger- bis Ende der Siebzigerjahre. Julius „Jule“ Barrall war Gründungsmitglied und langjähriger Leiter des Betriebsfilmstudios. Ständig bildete er sich im Bereich Regie und Drehbuch weiter und sprühte vor Ideen und Engagement. Nach seinem Tod 1981 schloß das Studio langsam ein und wurde 1984 aufgelöst. Anfang der Neunzigerjahre fand man im Kulturpalast alte Filme wieder, allerdings viele in sehr schlechtem Zustand. Ein Teil konnte mittels Fördergeld wieder aufgearbeitet und digitalisiert werden. Diese Filme werden im Archiv des Fördervereins Gasmaschinenzentrale aufbewahrt und können dort auch als CD erworben werden.*

---

## PALAST KULTUR FÜR ALLE

*Die Werktätigen, ihre Angehörigen und die Bevölkerung nutzten das Haus mit seinem vielfältigen Angebot gerne und regelmäßig. Faschingsfeste und Silvesterfeiern wurden schnell zur Tradition und bekamen eine Art Legendenstatus. Die Bierschwemme, das Restaurant und das Café entwickelten sich zu beliebten Treffpunkten. Mit dem Jugendzimmer und den späteren Klubräumen erhielten junge Menschen ihre eigenen Räume.*

*Einen Teil des Programms gestalteten die Nutzer mit Aufführungen des Ensembles, Kindertheater und Puppenspiel, Foto- oder Kunstausstellungen. Die Zirkel wurden gut besucht. 1958 nahmen 500 Werktätige an 38 Zirkeln teil, 1965 gab es fünfzig Zirkel mit 750 ständigen Teilnehmern. Zum zwanzigjährigen Bestehen verzeichnete das Kulturhaus eine beeindruckende Bilanz: 1975 fanden 1.000 Veranstaltungen mit 200.000 Teilnehmern statt – und das in der Provinz.*

*Auch die anfangs zögerlich angenommenen Brigadeabende entwickelten sich zu beliebten und ungezwungenen Zusammenkünften. Über so manchen dieser Abende werden noch heute Geschichten erzählt.*

*Ab den Siebzigerjahren ging die Beteiligung an Zirkeln und Arbeitsgemeinschaften jedoch kontinuierlich zurück. Das Freizeitverhalten änderte sich und auch das Fernsehen nahm einen größeren Raum ein, auch weil das begehrte „West“-Fernsehen in der Region gut zu empfangen war.*

*Auch die zunehmenden Restriktionen und die Einmischung der SED in den gesamten Kulturbetrieb des Landes wirkten sich auf das Engagement von Kulturschaffenden aus. Die X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten 1973 hatten das Gefühl von Weltoffenheit vermittelt, die Ausbürgerung Wolf Biermanns Ende 1976 zeigte einen anderen Trend. Selbst im beschaulichen Unterwellenborn war dies in den folgenden Jahren zu spüren. Kunst und Kultur wurden immer mehr zum Propagandainstrument der Partei. Das hatte auch Auswirkungen auf das Kulturgesehen im Kulturpalast. Das Engagement der Jugend ging zurück, der Singklub löste sich auf, wie zuvor schon das Arbeitertheater. Die Bereiche, die den Massengeschmack bedienten, erfreuten sich jedoch weiterhin großer Beliebtheit: Theater, Oper oder Operettenaufführung hatten bis zur Schließung hohe Zuschauerzahlen zu verzeichnen, ebenso die Hüttenpower-Veranstaltungen bei den Jugendlichen. Volkstanz und Chor, Schneider-, Mal- oder Bastelkurse waren fast immer ausgebucht.*

*Der Kulturpalast mit seinem vielfältigen Programm war bis zu seiner Schließung immer ein Haus für das Volk, in dem Kunst, Kultur und Bildung genauso angeboten wurden, wie Unterhaltung und Geselligkeit.*

*Wolfram Bialezki, geboren 1948, schloss 1965 die Lehre als Betriebsschlosser mit Abitur in der Maxhütte ab. Anschließend studierte er an der Technischen Hochschule Magdeburg Elektroantriebstechnik. Danach arbeitete er in der Maxhütte als Betriebsingenieur, später wechselte er in die Projektierung, dann in die Investvorbereitung und war anschließend, bis zum Ende der Abrissphase des Altwerkes (ca. 1997), wieder als Betriebsingenieur tätig.*

Als ich den Kulturpalast zum ersten Mal betrat, beeindruckte mich das Gebäude sehr – und das ist bis heute so geblieben. Das großräumige Vestibül, die breiten Treppen, die Innenausstattung, der Marmor, der große wunderschöne Theatersaal ... Das Haus war unglaublich schön.

Bereits in der Lehre wurden wir in der Maxhütte an Kultur herangeführt. Unsere Lehrer und Lehrmeister animierten uns, an kulturellen Veranstaltungen teilzunehmen. Denn es war im offiziellen Wettbewerb der Lehrlingsgruppen untereinander wichtig, auch kulturelle Aktivitäten vorweisen zu können. Dazu gab es für uns beispielsweise Theateranrechte. Geboten wurde Theater und Schauspiel, Operette, Oper, Musical und auch Kinovorstellungen. Für alle Veranstaltungen konnten wir Karten bekommen – und das nutzten wir reichlich. Der Preis für eine Karte war nicht der Rede wert: So zahlten wir Lehrlinge für die großen Schauspiel- und Musikveranstaltungen zwei Mark.

Zu den Konzerten und Aufführungen kamen viele Menschen von außerhalb. Am Ende der Veranstaltungen standen die Busse in Reihen vor dem Palast und jeder erreichte wieder wohlbehalten – auch nach dem einen oder anderen Gläschen Bier oder Wein – sein Zuhause. Die Veranstaltungen waren beliebt und weit über die Maxhütte hinaus bekannt.

Ganz besonders gut sind mir die Silvesterfeiern in Erinnerung geblieben. Man ging mit Freunden oder dem Partner zum Fest. Was geboten wurde, war großartig. Für jeden Geschmack war etwas dabei. In allen Räumlichkeiten spielte eine andere Kapelle. Man konnte von Saal zu Saal gehen, überall standen Tische und Stühle, an denen die Gäste Platz fanden. Wenn ich Freunde oder Bekannte traf, standen wir beisammen und redeten. Dann zog ich weiter zum nächsten Saal und hörte mir die Kapelle an oder holte mir etwas zu trinken. Es war großräumig und ungezwungen. Einfach eine herrliche Veranstaltung.

Ich nahm auch an Konferenzen und Tagungen teil, die im Kulturpalast durchgeführt wurden. Das Gebäude mit seinen verschiedenen Sälen eignete sich besonders gut dafür. Später ging ich mit unserer Tochter in den Palast. Für Kinder gab es schöne Angebote: Kino, Puppentheater oder Aufführungen. Ein besonderer Höhepunkt waren die Kinderweihnachtsfeiern. Da diente das ganze Haus mit fast allen Räumen der Kinderbelustigung. Meiner Tochter gefielen besonders die Holzeinbrennarbeiten auf der Bastelstraße. Außerdem gab es Filmvorführungen im Kino- oder Theatersaal, Aufführungen der Puppenspielbühne, Stollen- und Kuchenbuffets mit Kakao ... Die Kinder waren begeistert!

### *Helmut Rudolf Kulawik*

Der Kulturpalast prägte meine Kindheit und Jugend. Bereits als Sechsjähriger ging ich fast jeden Samstagnachmittag dorthin. Im Auditorium gab es regelmäßig Veranstaltungen für Kinder: Märchenfilm-Vorführungen, Rätselnachmittage oder Erzählerwettstreits, organisiert und durchgeführt von Frau Kratschmer.

Meine Mutter arbeitete im Vierschichtsystem in der Sinteranlage der Maxhütte Unterwellenborn, später Rennanlage. Mein Vater war bereits 1954 mit seiner damaligen Familie in den Westen gegangen. So ging ich anfänglich allein, später mit dem Nachbarsjungen Volkmar zum Kulturpalast.

Als Schuljunge gewann ich einen Preis beim Erzählwettbewerb. Ich hatte mich sofort gemeldet, als wir gefragt wurden, wer eine Geschichte erzählen kann. Denn ich wollte von einem Erlebnis in West-Berlin berichten. Kurz zuvor, im Juli 1961, hatte ich mit meiner Mutter und meinem Bruder Hans-Jürgen die Tante meiner Mutter in West-Berlin besucht. Wenige Wochen später wurde die Mauer gebaut und Reisen in den Westen der Stadt für DDR-Bürger fast unmöglich. Dann hätte ich die Geschichte nicht erzählen können, ohne Schwierigkeiten befürchten zu müssen. Ich ging also vor die Leinwand im Auditorium und erzählte aufgeregt von unserem Ausflug auf den Rummel. Wir hatten zwar nicht viel Westgeld, aber die Tante war spendabel. Mein Bruder und ich bekamen ein Eis und durften mit der Geisterbahn fahren. Die Eishörnchen noch in der Hand, ging es auch schon los, hinein ins dunkle Grauen. Ich hatte große Angst. Schon beim ersten Gespenst erschrak ich fast zu Tode. Ich fürchtete mich so sehr, das ich in jeder Kurve zusammenzuckte. Bei jedem neuen Gespenst schrie ich auf. Beim vierten

Gespenst war ich so verängstigt, dass ich ihm mein Eis in hohem Bogen an den Schädel warf.

Alle lachten und applaudierten, als ich meine Geschichte beendete. Danach erzählten noch vier oder fünf Kinder eine Geschichte. Am Ende des Nachmittags durfte ich noch einmal vor die gesamte Kinderschar treten und bekam den Preis für die beste Geschichte: das Buch „Der Neger Nobi“ von Ludwig Renn. Danach nahm ich mir vor, später einmal etwas zu machen, das mit Reden zu tun hat. Von 1970 bis 1974 war ich Mitglied der Grundorganisationsleitung der FDJ der Maxhütte; als Leiter des Jugendklubs war ich automatisch FDJ-Sekretär von Unterwellenborn und somit auch Mitglied im Ortsausschuss der Nationalen Front.

Aber nicht nur der Erzählwettbewerb ist mir in Erinnerung. Am Vorabend des 1. Mai und zur Kirmes wurden vor dem Kulturpalast stets zwei Karussells und eine Schießbude der Familie Höhn aus Lehesten aufgestellt. Dabei halfen wir regelmäßig und bekamen ein paar Freifahrtsscheine für Karussellfahrten. Obwohl eine Fahrt nur zwanzig Pfennig kostete und damit sehr günstig war, freuten wir uns über die Freifahrten.

Für kurze Zeit machte ich auch bei der Ballettgruppe des Maxhüttenensembles mit. Doch mir wurde schnell klar, dass das nicht mein Sport war. Als mir unsere Leiterin vor die Kniescheibe schlug, weil ich meine Beine nicht ordentlich durchgedrückt hatte, gab ich auf und begann bis in den Jugendbereich Fußball bei Stahl Maxhütte zu spielen.

*Elsa Rudolph, geboren 1939, arbeitete als Industriekauffrau (Streichgarnspinnerin) im VEB Wotufa (Woll- und Tuchfabrik) Neustadt (Orla). Sie spielte in den Sechziger- und Siebzigerjahren Bassgitarre in der Hausband „Matador“.*

Ab 1965 spielten wir regelmäßig im Café des Kulturpalastes mit unserer Combo „Matador“. Dazu gehörten mein Mann Walter, der Schlagzeug spielte, unsere Organisten Kurt Rocktäschel und Klaus Haußen, die im Wechsel auftraten, und unsere Gitarristen Karl Linke und Wolfgang Schaub, die sich ebenfalls abwechselten.

Als ich meinen Mann kennenlernte, machte er bereits Musik. Wir heirateten, 1957 wurde unser erster und 1959 unser zweiter Sohn geboren. Während ich nach der Arbeit mit den Kindern zuhause saß, war Walter mit seiner Band unterwegs. Anfang der Sechzigerjahre reichte es mir, ich wollte nicht immer mit den Kindern allein sein. „Entweder Musik oder Familie! Entscheide dich“,

drohte ich. Walter blickte mich an und sagte ganz trocken: „Dann mach doch bei uns mit.“ Was für eine herrliche Idee. Wenn es abends zuhause ruhig wurde, nahm ich meine Bassgitarre und übte die Lieder der Combo ein, klassische Tanz- und Unterhaltungsmusik wie „Ganz Paris träumt von der Liebe“, „Schenk mir einen bunten Luftballon“, „Die süßesten Früchte fressen nur die großen Tiere“ oder „Summertime“ und „Olé quapa“.

Für die Auftritte im Café hatten wir uns bei der HO, der Handelsorganisation, die das Café betrieb, beworben. Der Objektleiter, Herr Leniger, war für den kulturellen Bereich zuständig und schloss mit uns den Vertrag ab. Wir bekamen die Zusage für drei Auftritte in der Woche, im vierteljährlichen Wechsel mit anderen Kapellen, wie den Amigos, den Lorandos oder der ZTK, der Zollhäuser Tanzkapelle. Wir spielten mittwochs, sonnabends und sonntags. Sonntags zweimal: nachmittags zur Unterhaltung bei Kaffee und Gebäck und abends zum Tanz. Schon nach kurzer Zeit war das Café bei unseren Auftritten voll besetzt. Die Plätze musste man reservieren. Wenn die Tür geöffnet wurde und die Zuschauer im Gänsemarsch ins Café einliefen, saßen wir bereits an unseren Instrumenten. Vorher mussten sie ihre Karten bei Herrn Schellenberg an der Kasse bezahlen. Der Eintritt kostete zwei Mark fünfzig.

Mein Mann und ich wohnten in Neustadt und fuhren mit dem Trabbi, später mit dem Wartburg Tourist, nach Unterwellenborn. Sonntags waren wir nach dem Mittagessen bis in den späten Abend unterwegs. Zum Glück hatten unsere beiden Jungen zwei liebevolle Omas, die auf sie aufpassten. Als sie etwas älter wurden, ließen wir sie auch allein zuhause.

Unser Publikum kam immer schick angezogen und gut frisiert zu den Auftritten. Unterwellenborn hatte einen wunderschönen Friseursalon, die PGH »Chick«. Dort lernte ich auch meine Freundin kennen, die im Salon als Friseurin arbeitete. Durch die Auftritte bekamen wir Kontakt zur Dorfbevölkerung aus Unterwellenborn und den angrenzenden Ortschaften.

Unsere Gage wurde nach dem Auftritt sofort ausbezahlt. Sie war festgelegt und in unserem Spielausweis eingetragen. Den Ausweis benötigte jeder, der öffentlich auftrat, auch wir Hobbymusiker. Die Musik machten wir aus Spaß, tagsüber gingen wir unserer Arbeit nach. Das Zubrot war jedoch willkommen. Mit dem Geld aus dem Sparschwein besserten wir die Gage sogar noch auf. Es stand auf der Orgel, an der die Gäste vorbeimussten. Die meisten von ihnen steckten ein bisschen Geld ins Schwein.

Wir hatten nach ein paar Auftritten Stammgäste, viele von ihnen aus Oberwellenborn. In den Pausen und nach den Auftritten kamen wir mit ihnen ins Gespräch, und so lernte man sich kennen. Wir pflegten auch engen Kontakt zum Personal: den freundlichen Bedienungen, dem Küchenpersonal, dem Kassierer oder dem Fotografen, einem Jungspund, der überall dabei war und Fotos machte. Er war der Sohn von Frau Kaminsky aus der Küche und Mitglied im Fotozirkel.

Die Tanzveranstaltungen im Café begannen stets um zwanzig Uhr und waren bis ein Uhr geplant. Normalerweise hielten wir uns auch an die Vorgabe. Einmal, am Tag der Grenztruppen, als die NVA den Kulturpalast für ihre Feierlichkeit gemietet hatte, war die Stimmung so ausgelassen, dass wir um zwei Uhr immer noch spielten. Jedes Mal, wenn wir ankündigten, dass wir nun wirklich das endgültig letzte Lied spielen würden, kamen so viele Zugabe-Rufe, dass wir einfach nicht abrechnen konnten. Als wir das Konzert endlich beenden wollten, kam ein Offizier der Volksarmee zu uns. Wir kannten ihn aus der Schulzeit. Er legte seine Waffe auf den Tisch und sagte laut: „Wann Schluss ist, bestimme ich.“ Was sollten wir machen? Zur Freude aller Anwesenden musizierten wir noch bis drei Uhr in der Früh.

In der Regel spielten wir, was uns und dem Publikum gefiel. Wir wussten natürlich von der 40:60-Regelung. Wir versuchten sie einzuhalten und nur vierzig Prozent Westmusik zu spielen. Die AWA (Anstalt zur Wahrung der Aufführungs- und Vervielfältigungsrechte auf dem Gebiet der Musik), das Pendant zur GEMA (Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte) in Westdeutschland, überwachte die Einhaltung. Bei der Kontrolle einer unserer Aufführungen fielen wir mit dem Programm prompt durch. Was wir nicht wussten: Die Musik aus dem Westen wurde unterteilt in genehmigte und verbotene Einfuhr. Letztere, die sogenannten VE-Titel, durften gar nicht gespielt werden. Wir hatten jedoch viele VE-Titel gespielt. Die Bezirksdirektion lud uns vor. Fast hätten wir ein Auftrittsverbot erhalten. Das konnten wir gerade noch vermeiden. Wir waren nicht mehr jung und unbedarft, sondern hatten Familie und Beruf. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns genau an die Vorgaben zu halten.

Wir spielten gern im Café. Es war eine herrliche Atmosphäre und wir feierten wunderbare Feste. Beim Tanz gab es traditionell vor der Pause Damenwahl. So manches Pärchen fand sich bei unseren Auftritten. Das Gelände am Kulturhaus bot sich mit seinen vielen Sträuchern und Büschen einfach an, mal

für ein „Päuschen“ nach draußen zu gehen. Einige Paare trennten sich später, doch viele blieben zusammen und heirateten.

Wir traten bis weit in die Siebzigerjahre im Café auf, sogar mit unserem Sohn Bernd. Als Zehnjähriger spielte er bereits Schlagzeug. Wir waren ein Trio: ich am Bass, mein Mann an der Gitarre und unser Sohn am Schlagzeug. Das waren herrliche Zeiten.

An Feiertagen war das Café besonders gefragt und wir hatten so manchen schönen zusätzlichen Auftritt. Mein Mann und ich nahmen auch selbst an Veranstaltungen im Kulturpalast teil. Es gab tolle Konzerte, zum Beispiel mit dem Sinfonieorchester Saalfeld oder herrliche Feste und große Unterhaltungs- und Tanzkonzerte im Foyer. Wir sahen die STR-Combo aus Pößneck, die Kapelle Degenkolb aus Plauen oder die Satelliten-Combo aus Gera. Einmal, in den Siebzigerjahren, erlebten wir die Münchner Freiheit. Es war etwas Besonderes, eine Band aus dem Westen zu sehen.

Im Kulturhaus war immer etwas los. Wenn man nach der Arbeit schnell etwas essen oder gemeinsam trinken wollte, traf man sich in der Bierschwemme. Höhepunkte im Kulturpalast waren die Veranstaltungen an Feiertagen, am 1. Mai, dem 8. Mai oder dem 7. Oktober. Ich bedaure es, dass der Kulturpalast nach der Wende einfach verscherbelt wurde. So geschah es auch mit vielen Ferienobjekten und Ferienlagern, die jeder größere Betrieb gehabt hatte. Anschließend ließen die neuen Eigentümer sie verfallen. Das ist sehr traurig.

*Heidrun Schiller, geboren 1950, wohnt in Pößneck, wo sie vor der Wende Mitarbeiterin im Kulturhaus Pößneck, dem jetzigen Schützenhaus, war. Anschließend wurde sie Referentin im CJD Schloss Oppurg. 2017 und 2018 war sie die künstlerische Leiterin des 2. und 3. Friedenskonzertes im Kulturpalast. Als Kind nahm sie an der Ballettgruppe im Kulturpalast teil.*

Mein Vater war Malermeister und hatte einen staatlichen Auftrag im Kulturpalast: Er sollte die Rundbögen in der Bierschwemme bemalen. Diese Bögen trennten einzelne Bereiche ab, so dass die Gäste nicht das Gefühl hatten, sie würden in einem riesigen Saal sitzen. Dadurch erhielt die Gaststätte auch ein besonderes Flair. Architektonisch war die Bierschwemme etwas Besonderes, so wie der gesamte Palast. Das Haus war in der Region und weit darüber hinaus einzigartig, ohne in Konkurrenz zu anderen Kulturhäusern zu treten.

Ich war zwar noch ein Kind, doch ich erinnere mich, dass sich mein Vater zu Hause Gedanken machte, wie er jeden einzelnen Bogen bemalen wollte.

Seine Idee war, Burgen und Schlösser der Region, eingebettet in unsere wunderschöne grüne Natur, darzustellen. Ihm wuchs der Palast sehr an Herz. Wenn er darüber redete, merkte man ihm an, wie sehr er ihn wertschätzte. Er nahm mich manchmal mit, wenn er dort zu tun hatte.

Als mein Vater das Ballett im Kulturpalast entdeckte, fragte er mich, ob ich von Pößneck, wo ich bereits Ballett tanzte, dorthin wechseln wolle. Frau Hilchmann leitet das Ballett des Kulturpalastes sehr professionell, und es gab zahlreiche Möglichkeiten aufzutreten. Ich ging zu einer Probe und wurde angenommen. Von da an war ich regelmäßig im Kulturpalast. Beim Ballett blieb ich bis zum Ende der Schulzeit.

Wir traten oft auf, meist bei Festen im Haus. Aber wir fuhren auch zu Auftritten – in der Region oder weiter weg. Wir traten einmal in Kaulsdorf, einmal in Saalfeld auf. Alles war professionell organisiert. In der hauseigenen Schneiderei wurden die Kostüme fürs Theater, den Tanz oder das Ballett genäht. Wir wurden gut versorgt, jeder von uns bekam eine Art Lunchpaket – und das Publikum war meist restlos begeistert.

Nicht nur meine Kindheit, auch meine Jugend wurde durch den Kulturpalast geprägt. Von den Zirkeln bis zu Veranstaltungen und großen Festen wurde alles geboten. Oftmals nahm die gesamte Familie daran teil. Die Kulturarbeit war über das gesamte Jahr durchstrukturiert. Regelmäßige traditionelle Feierlichkeiten wechselten mit neuen Höhepunkten. Dazu gehörten die Programme für die Adventszeit, die jedes Jahr neu aufgelegt wurden, die Kinderprogramme und Modenschauen, die sehr beliebt waren. Es gab Bläserfeste, klassische Konzerte, Volksmusikveranstaltungen, Operettenabende – für jeden Geschmack etwas, sodass die Besucher aus der Region und weit darüber hinaus stets etwas fanden, das sie interessierte.

Später arbeitete ich selbst im Kulturbetrieb der DDR, im Kulturhaus Pößneck. Ich war als kultur-politische Mitarbeiterin eingestellt, arbeitete zunächst als Sekretärin und brachte mich später mit der Organisation von klassischen Konzerten direkt ein.

Nach der Wende wurde mir schnell klar, wie sehr sich das „Veranstalten von Kultur“ in Ost- und Westdeutschland unterschied. Während im Westen die meisten Veranstaltungen den Zuschauerzahlen und damit auch dem Profit unterworfen waren, hatte es in der DDR viel mehr Freiheiten gegeben. Es kam auf die Qualität und Breite des Kulturangebotes an. Ich konnte sieben bis acht Veranstaltungen im Jahr organisieren, ohne mich zu den Zuschauer-

zahlen und Einnahmen rechtfertigen zu müssen. Wenn zu dem Konzert einer erstklassigen Harfenistin nur 45 Menschen kamen, war das in Ordnung. Die Künstlerin bekam ihr Geld und wurde später erneut engagiert. Sie wurde wegen ihrer Qualität und nicht wegen ihres Einspielergebnisses, ihres Marktwertes oder wegen der Zuschauerzahlen geschätzt. Wir betrachteten Kultur nicht als Geschäft, sie diente der Unterhaltung und Bildung und sollte für alle Menschen zugänglich sein. Wir wussten, Kunst und Kultur rechnen sich oft nicht. Doch sie waren uns eine Menge wert.

### *Klaus Hollmann*

Der Kulturpalast gehörte von Kindheit an zu meinem Leben. Meine Eltern arbeiteten in der Maxhütte und nahmen an den Kulturveranstaltungen und Festen teil. Wir Kinder wurden zum Kinderprogramm mitgenommen und so war ich schon als kleiner Junge häufig im Kulturpalast. Auch später besuchte ich das Haus regelmäßig und nutzte die Einrichtungen und Angebote, besonders die Bibliothek.

Ein Höhepunkt war die Jugendweihe 1970. Im Theatersaal wurde den Jugendlichen das feierliche Gelöbnis abgenommen. Die Eltern und viele Verwandte waren anwesend. Im Anschluss feierte ich mit meinen Eltern und Verwandten im Jugendzimmer bis in die Nacht hinein.

Auch als Jugendlicher war ich oft im Kulturpalast. Beliebt waren besonders die Tanzveranstaltungen. So nahm ich 1971 an den Tanzstunden und dem entsprechenden Abschlussball, mit Eltern, teil. Ich ging auch gern in das Kino, denn eine Vorstellung kostete 55 Pfennig; Erwachsene zahlten eine Mark fünf, was sehr günstig war. Die fünf Pfennige waren der sogenannte Kulturbeitrag, der auf jede Eintrittskarte erhoben wurde und dem Kulturfonds der DDR zugutekam.

Aus Anlass der Vorbereitung der X. Weltfestspiele 1973 fand eine große Veranstaltung im Foyer statt, mit dem Radio DT 64, mit Quiz und Tanz. Als ich dann im Werk arbeitete, nahm ich an den Feiern anlässlich des 1. Mai oder des 7. Oktober teil. Auch als Soldat wurde ich zu den Veranstaltungen eingeladen, und wenn es der Dienst ermöglichte, ging ich gern hin. Die Veranstaltungen waren für uns kostenlos. Wir bekamen Freikarten und nahmen unsere Frauen beispielsweise zur Modenschau mit, die im Kulturpalast veranstaltet wurde. Auch das Theateranrecht nahmen wir gern in Anspruch, denn die Preise waren äußerst moderat.

Legendär waren die Silvesterfeiern. Allerdings hatte ich vier Jahre hintereinander am Silvestertag Nachtschicht und konnte nicht teilnehmen. Doch die Feier wurde für alle Schichtarbeiter meist Ende Januar nachgeholt – und diese war fast genauso toll. Nach Ende der Veranstaltung, nach Mitternacht, wurde ein kostenloser Bustransfer in die verschiedenen Heimatorte der Feiernden organisiert.

Es gab vielfältige Anlässe zum Feiern, so auch den Tag des Metallurgen, der einmal im Jahr, immer am dritten Sonntag im November stattfand. Bei der Festveranstaltung wurden die besten Arbeiter ausgezeichnet. Sie bekamen an diesem Tag frei, ihr Lohn wurde trotzdem bezahlt. Nach der Ehrung gab es ein buntes Unterhaltungsprogramm – oft mit bekannten Künstlern. Die Künstler kamen von der Konzert- und Gastspieldirektion, unter ihnen waren solche Größen wie Hans-Joachim Preil und Dieter Mann.

Auch Tagungen wurden im Kulturpalast durchgeführt. 1985 nahm ich erstmals an der internationalen Roheisentagung im Kulturhaus teil. Da trafen sich Betriebsingenieure, Abteilungs-, Bereichs- und Schichtleiter aus der Metallurgie und diskutierten über Probleme und Lösungen bei der Roheisenerzeugung. Das Auditorium war mit Gästen aus Polen, Tschechien und auch aus der Bundesrepublik besetzt. Die letzte Roheisentagung fand 1989 in Eisenhüttenstadt statt. Das dortige Friedrich-Wolf-Theater ähnelt im Bau unserem Kulturpalast.

Dann kam die Wende. Ein westdeutscher „Investor“ wollte alles umgestalten, deshalb wurde der Kulturpalast ausgeräumt. Ein großer Teil der Bibliothek ging an das Schaudenkmal „Gasmaschinenzentrale“. Für viele ehemaligen Betriebsangehörigen war es nicht nachvollziehbar, warum so ein großartiges Gebäude mit seinen vielen Einrichtungen geschlossen wurde. Aber dies waren politische Entscheidungen, es sollte nichts mehr an die DDR erinnern.

---

## PALAST MIT ZUKUNFT

*Peter Walther, geboren 1953, aufgewachsen in Unterwellenborn, ist gelernter Baufacharbeiter und arbeitete später als Kellner und Gaststättenleiter.*

Ich kenne den Kulturpalast wie meine Westentasche. Mein Vater gehörte zum Sinfonie-Orchester des Kulturpalastes und konnte mich während der Proben nicht allein zuhause lassen. Er nahm mich mit und ich half beim Aufbau der Instrumente.

Während die Musiker spielten machte ich mich auf Erkundungstour. Irgendwann kannte ich jeden Winkel im Palast, vom Keller bis zum Dachboden. Das nutzten meine Freunde und ich später gern aus. Wenn wir nicht ins Kino kamen, weil wir für einen Film noch zu jung waren, nahmen wir einen „Schleichweg“ und sahen uns den Film heimlich hinter der Leinwand an. Ich bin dem Kulturpalast bis heute im Herzen verbunden.

Nach der Wende hörte ich, dass das Café im Palast verpachtete werden sollte. In Gera besaßen mein Cousin und ich eine Discoanlage, die nicht genutzt wurde. Sie war von München nach Gera gebracht worden, konnte dann aber nicht dort aufgestellt werden, da die Eigentumsverhältnisse des Gebäudes nicht geklärt waren.

Ich dachte, es wäre eine gute Sache, wenn wir sie im Palast-Café aufbauen und betreiben könnten. Also machte ich mich auf den Weg, einen Ansprechpartner zu finden. Reinhard Salzmann hatte das Haus schon verlassen. Einzig Frau Hansen war noch vor Ort. Doch sie konnte mir nicht weiterhelfen und schickte mich zur Gemeinde. Dort klapperte ich alle Büros ab, niemand fühlte sich zuständig. „Gehen Sie zum Landratsamt“, hieß es. Auch dort war niemand zuständig. Man verwies mich an die für Immobilien zuständige Abteilung im Landtag in Erfurt. Ich rief an und erhielt die schon bekannte Antwort: „Nicht zuständig“. Man gab mir den Tipp, mich direkt an die Maxhütte zu wenden. Noch einmal sprach ich bei der Gemeinde vor, ohne Erfolg. Frau Hansen empfahl mir: „Kaufen Sie das Haus.“ Doch das war mir nicht möglich. So verlief sich die Idee, dem Palast-Café die Discoanlage zukommen zu lassen, im Sande. Das Haus sollte verkauft werden, an eine Verpachtung dachte keiner mehr.

In der Zwischenzeit wuchs meine Überzeugung, dass es zu schade wäre, wenn das Haus länger geschlossen und ohne Nutzer bleiben würde. Der Kul-

turpalast war 1991 noch in einem Topzustand und voll funktionsfähig. Einzig die Heizung hätte erneuert werden müssen. Weit und breit gab es kein anderes Haus, das sich in solch einer „komfortablen“ Situation befand. Man hätte sofort loslegen können. Es fehlte nur ein Nutzungs- und Vermarktungskonzept. Also machte ich mich daran, eines zu erarbeiten.

Die Grundidee meines Konzeptes bestand darin, für alle Bereiche Pächter zu finden: Für die Bierschwemme, den kleinen Saal und für das Café brauchte man Gastwirte; im Theatersaal, der sich noch in einem tadellosen Zustand befand, könnte man das Kino reanimieren; falls man für die Großküche keine rentable Verwendung finden würde, könnte man in den einzelnen Räumen auch kleine Küchen installieren; Gruppen wie Theater, Ballett, Chor oder Orchester sollten für ihre Auftritte Eintritt nehmen, nur so viel, dass man damit die Raumnutzung bezahlen könnte; Bastel-, Näh- oder Töpferkurse sollten ihre Produkte auf Märkten anbieten und von diesen Einnahmen eine kleine Pacht zahlen; der Fotokurs hätte seine Bilder an Zeitungen und Magazine verkaufen können usw. Mit ein bisschen Fantasie und Kreativität hätte man viele Aktivitäten so gestalten können, dass sie dem Kulturhaus Einnahmen für den Unterhalt eingebracht hätten. Als kleines Extra fügte ich die gewagte Idee hinzu, den noch nicht ausgebauten Teil des Kellers zu erweitern und dort ein Fitnesscenter mit kleinem Schwimmbad einzurichten.

Ich war fest davon überzeugt, dass dieses Konzept in seinen Grundzügen funktionieren und auf Zustimmung stoßen würde. Das Haus war einzigartig und sicher wollte es niemand leer stehen lassen.

Meinen Entwurf gab ich bei der Gemeinde ab und wartete und wartete: Es meldet sich niemand bei mir. Ich hörte nur, dass man sich über meine Ideen lustig machte. Ein paar Jahre später, als das Haus an Knut Schneider verkauft worden war, druckte die Zeitung das Nutzungskonzept für den Kulturpalast ab. Es war fast bis aufs Wort identisch mit meinem Entwurf – nur ohne Fitnessstudio und Schwimmbad. Hätte man es umgesetzt, wäre ich nicht einmal enttäuscht gewesen. Im Gegenteil, es hätte mich gefreut, das Haus wieder mit Leben gefüllt zu sehen.

Heute, 25 Jahre später, ist es schwer, aus dem Haus wieder eine funktionstüchtige Einrichtung zu machen. Zumal sich inzwischen viele andere in der Region etabliert haben. Dennoch sollte man keinen Versuch ungenutzt lassen, den Kulturpalast wiederherzurichten. Es wird heute nur etwas länger dauern.

*Horst Sterzik wurde 1938 in Oppeln geboren, absolvierte eine Zimmererlehre in Gera und machte seinen Abschluss als Diplomingenieur in Cottbus. Anschließend arbeitete er zehn Jahre als Investvorbereiter in der Maxhütte. Von 1990 bis 2006 war Horst Sterzik Bürgermeister der Gemeinde Unterwellenborn, anschließend Ortsbürgermeister und Gemeinderat.*

1992 meldete die Maxhütte Insolvenz an. Die Insolvenzverwalter sowie der Landkreis Saalfeld (als neuer Eigner) bemühten sich um einen Käufer für den Kulturpalast. Die Gemeinde Unterwellenborn unterstützte dieses Vorhaben und ließ eine Gasreglerstation an der nahe gelegenen Ferngasleitung für das Anwesen Kulturpalast errichten, da die Braunkohlenheizung stillgelegt werden musste. Vom Landkreis wurden in Abstimmung mit der Gemeinde Fördermittel für die dringende Dachsanierung beantragt. Für 600.000 D-Mark konnte eine neue Dachhaut aufgebracht sowie der Fassadenanstrich teilweise erneuert werden. Die Stadt Saalfeld zeigte kein Interesse an der Wiederbelebung des Palastes.

1992/93 stellten sich drei Kaufbewerber vor: Das Bayreuther Theater-Festspielhaus in Kombination mit anderen Theatern wollte auf der Ostseite des Hauses eine Kulissenwerkstatt mit etwa hundert Arbeitsplätzen errichten. Leider wurde davon Abstand genommen, weil keine Drehbühne vorhanden und für die vorgesehenen Probeaufführungen mit den hergestellten Kulissen die Bühne zu klein war. Ein Unternehmen aus Hessen wollte ein Seniorenheim für „Betreutes Wohnen“ schaffen. Nach einer Grobkalkulation hätte der Wohnplatz vier- bis sechstausend D-Mark gekostet. Das Unternehmen Immo-Möbel GmbH&Co.KG aus Kronach, mit dem Geschäftsführer Knut Schneider, kaufte den Kulturpalast letztlich.

Unterwellenborn besaß 1992 3.200 Einwohner und konnte den Palast aus finanziellen Gründen nicht übernehmen. Vorrang hatte die kreisliche Schwerpunktaufgabe, auf dem Unterwellenborner Maxhüttengelände einschließlich des Kernbetriebes Stahlwerk Thüringen 2.000 Arbeitsplätze zu schaffen.

1994 schloss der Landkreis den Kaufvertrag mit dem Kronacher Unternehmen ab. Bis dahin hatte der Landkreis den Palast für Qualifizierungsmaßnahmen und für die Verwaltung der Arbeitsbeschaffungsmaßnahme „Entkernung der Gebäude auf dem Maxhüttengelände“ genutzt. Da der Grundbucheintrag auch wegen der Überlastung des Grundbuchamtes fehlte, wurde nicht mit den im Vertrag vorgesehenen Sanierungsarbeiten begonnen. Im Internet wurde der Palast von der Immo-Möbel weltweit zur Nutzung oder Teilnutzung angeboten. Ernsthaftige Interessenten bewarben sich jedoch nicht.

Seit 1993 wurde im Kulturpalast ständig eingebrochen. Daraufhin bemühte sich die Gemeinde, insbesondere nach der Stilllegung der Braunkohleheizung 1994, noch vorhandene Einrichtungen (wie Bibliothek, Fotolabor und Maxhüttenchor) auszugliedern. Beschädigte Fenster und Türen wurden auf Kosten der Eigner instandgesetzt. Da die Gemeinde die Außenanlagen nutzte, wurden diese vom Bauhof der Gemeinde Unterwellenborn gepflegt.

Mit dem Geschäftsführer Knut Schneider wurde regelmäßig über ein mögliches Nutzungs- und Sanierungskonzept beraten und der Baubeginn eingefordert. Durch starke Regengüsse war der Kohlekeller überschwemmt und wurde kostenlos von der Freiwilligen Feuerwehr Unterwellenborn leer gepumpt. Auch der Havarieschaden im Gebäude, der entstand, als Eindringlinge Ventile der Löschwasserleitung aufgedreht hatten, wurde vom Bauhof beseitigt. Weil die öffentliche Straßenbeleuchtung der Kulturhausstraße ihren Strom von der Trafostation des Kulturhauses bezog, veränderte die Gemeinde dieses.

Zu den angedachten Sanierungsarbeiten war ständig die Denkmalschutzbehörde einbezogen. So wurde beispielsweise die Braunkohleheizungsanlage nach ihrer Stilllegung unter Denkmalschutz gestellt (Schaudenkmal).

Über eine mögliche überregionale Nutzung des Palastes wurden diverse Ministerien (Wirtschaft, Bildung, Kultur) und die Landesentwicklungsgesellschaft Thüringen (LEG) einbezogen. Diskutiert wurde unter anderem die Einrichtung eines Lehrerbildungsinstitutes für Thüringen. Alle Bemühungen waren umsonst, da das Haus verkehrstechnisch ungünstig liegt.

1998 erfolgte endlich der Grundbucheintrag. Das Kronacher Unternehmen organisierte die Ausschreibungen für die Sanierungsarbeiten des Kulturpalastes. Als wichtige Voraussetzung für die Nutzung des Kulturpalastes ließ die Gemeinde die Spannbetonbrücke der Zufahrtsstraße (über die Ferngleisanlage) instand setzen. Ebenso wurden die weiteren Zufahrtstraßen Krumme Gasse, Pestalozzistraße, B281 grundhaft ausgebaut.

Nun war das Kulturhaus eine Großbaustelle. Es wurde eine Erdgasheizung installiert, Fenster repariert, Toilettenanlagen neu gefliest und vieles andere teilsaniert. Das ehemalige Café bekam eine neue Bestuhlung und im Nordwestflügel wurden Übernachtungsräume mit Nasszellen eingerichtet und möbliert. Die Gemeinde hatte große Hoffnung, den Kulturpalast für die vorbereiteten Festivitäten im Jahr 2000 mit zu nutzen: die 875 Jahrfeier der Gemeinde Unterwellenborn, die Jubiläen des Stahlwerkes Thüringen sowie

die Wiedereinweihung des neuen Maxhüttenindustrieparks mit der Umgehungsstraße B281 durch den Ministerpräsidenten Bernhard Vogel.

Nicht bezahlte Rechnungen der Kronacher Firma an den Zweckverband Wasser/Abwasser Saalfeld brachten einen Baustopp. Der Zweckverband lieferte kein Wasser mehr. Was keiner wusste: Die über hundert Meter lange Trinkwasserzuleitung zum Kulturhaus war defekt gewesen und hatte hohe Wasserverluste und die Wasserkosten verursacht. Obwohl von 1994 bis 1998 von der Immo-Möbel kein Wasser im Kulturhaus verbraucht wurde, gab es Rechnungslegungen. Herr Schneider weigerte sich, die Rechnungen zu bezahlen, weil sich seine Firma für den Wasserverlust nicht schuldig fühlte. Die Bemühungen von der Gemeinde und von mir als Kreistagsmitglied, die Schulden niederzuschlagen, blieben erfolglos.

Trotzdem ließ Herr Schneider nach Einstellung der Bauarbeiten den von ihm eingestellten Hausmeister, Manfred Witt, weiterwirken. Dieser war nicht nur für die Pflege der Außenanlagen mit Unterstützung des Bauhofes verantwortlich, sondern fungierte auch als Sicherheitsdienst und Besucherführer des Objektes.

1998 übernahm die Gemeinde in Abstimmung mit Knut Schneider wieder die Initiative. Erneute Beratungen mit Ministerien, (Wirtschaft, Bildung und Kultur), dem Landkreis und dem Zweckverband Wasser/Abwasser blieben leider weiterhin ohne maßgeblichen Erfolg. Einen neuen Wasseranschluss zu schaffen, bei Übernahme der Erdarbeiten durch die Gemeinde, lehnte Knut Schneider ab. Im Ergebnis der Gespräche mit dem Eigner gab es Teilnutzungen wie zum Beispiel Auftritte des Maxhüttenchores, Jugendtanz, Ausstellungen und Öffnungen zum Tag des Offenen Denkmals.

Die Gemeinde bemühte sich nunmehr um die Bildung einer Stiftung. Als Partner wirkten das Bildungszentrum Saalfeld sowie die Fachoberschule Unterwellenborn (Ausbildung von Hotelfachleuten und Köchen) mit. Von der Bauhausuniversität Weimar wurden wir von Professor Preiß kontaktiert, der eine Außenstelle der Uni mit Internet schaffen wollte. Auch diese Bemühungen waren umsonst. Die Bildung einer Stiftung lehnte die Firma aus Kronach ab. Das Entgegenkommen der Gemeinde gegenüber dem Käufer, unter anderem Wegfall der Grundsteuer, Mithilfe bei der Pflege der Außenanlagen und bei Reparaturleistungen, Auspumpen des überschwemmten Kohlekellers und vieles mehr, brachte keine Lösung. Der Streit mit dem Zweckverband wegen des Schuldenabbaus konnte nicht behoben werden.

2013 gründete sich der Verein zur Erhaltung des Kulturpalastes mit der Zielstellung überörtlicher Nutzung. Als Gründungsmitglied bin ich sehr daran interessiert, eine Wiedernutzung zu erreichen.

Die Zusammenarbeit der Gemeinde mit der Firma gestaltete sich jedoch immer schwieriger, da die Gemeinde nunmehr eine Grundsteuer nach gesetzlicher Vorgabe erheben und die Straßenerneuerung der Kulturhausstraße gerichtlich durchsetzen musste. Das Gelände Kulturhausstraße wurde irrtümlicherweise von der Immo-Möbel erworben.

Mir bleibt zu sagen, dass eine Lösung aus meiner Sicht nur mit der Landesregierung, dem Landkreis Saalfeld/Rudolstadt und der Großgemeinde Unterwellenborn unter Einbeziehung der LEG Thüringen gefunden werden kann.

*Torsten Ströher, geboren 1967 und aufgewachsen in Unterwellenborn, lernte Installateur für Gas und Wasser und war schon als Jugendlicher im Kulturpalast tätig. Er ist 1. Vorsitzender des Vereins Kulturpalast Unterwellenborn e. V.*

*Dokumentation des Gebäudezustands im März 2019 mit Fotos und Filmmaterial / private Aufnahmen*



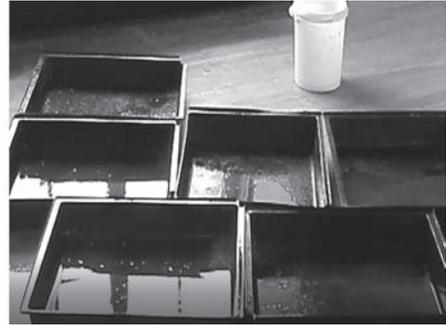
*Der Eingangsbereich, das so genannte Vestibül: Der Blick streift vom Nordaufgang zum Südaufgang des Theatersaals. Links war ein Teil der Garderoben, rechts der Haupteingang in den Kulturpalast mit großen Pendeltüren und einem Windfang (Vestibulum). Der Fußboden besteht aus einheimischen Saalburger/Fischersdorfer Marmor. Die Treppenaufgänge und Podeste bestehen aus Travertin, der ebenfalls aus der Region Thüringen stammt.*

### *Der Südflügel*

Das Dach war so defekt, dass es massiv in das Gebäude hineinregnete. Anfangs stellte der Verein noch Behälter auf, die ständig geleert werden mussten. Später spannten wir im kleinen Saal riesige Bauplanen, um das Wasser abzuleiten. Die nächsten Bilder zeigen zunächst einmal ein kleines Erfolgserlebnis:



2018 erreichte der Verein, dass mit Hilfe von Fördermitteln des Landesamtes für Denkmalschutz, die Sanierung des Südflügels gestartet werden konnte. Pünktlich zum Tag des Denkmals war der Flügel eingerüstet und die Arbeiten begannen. In den folgenden Wochen wurden das Dach des Südflügels und das des Südwestflügels saniert. Ende 2018 waren die Sanierungsarbeiten des gesamten Südflügels erfolgreich beendet. Im Frühjahr 2019 sollte mit der Sanierung des sehr stark beschädigten Nordflügels begonnen werden. Wir waren froh, dass die Denkmalschutzbehörde zustimmte, das Dach mit Pre-fa Dachschindeln aus Aluminium zu decken. Die Kosten waren zwar um einiges höher als bei anderen Lösungen, doch Lebensdauer und Garantie überzeugten uns. Dennoch schritten die Wassereinbrüche ins Haus weiter fort.



Denn erst einmal war nur das Dach des Südflügels saniert, der Nordflügel noch an vielen Stellen offen. Die Regenfallrohre und Sammelkanäle im Erdreich auf der Nordseite waren zerborsten und zugeschlamm. Da das Haus im Kellerbereich von außen nicht abgedichtet ist, drang viel Oberflächenwasser durch die Fundamente ein. Trotz einer zweiten leistungsstarken Grundwasserpumpe, die der Verein anschaffte, konnte oft nicht verhindert werden, dass der Wasserspiegel im Keller um zwanzig Zentimeter und mehr anstieg.

Die großen Fenster im Eingangsbereich sind bis heute undicht, sodass es bei Stark- und bei Westregen ins Haus hineinregnet. Die Stiftung Denkmalschutz hatte dem Verein zwar Fördermittel in Höhe von 10.000 Euro zur Sanierung bewilligt. Das Geld konnte jedoch nicht abgerufen werden, da der Eigentümer Schneider dem Verein Hausverbot erteilte und ihm die Vollmacht für die Durchführung der Sanierungsarbeiten entzog.

### *Der Nordflügel*



Auch um die Originaldecke im Bereich des Ballettsaals im Nordwestflügel zu schützen und zu erhalten, wurde eine riesige Plane über das Dach gespannt.

Ab 2016 versuchten wir im Treppenaufgang das einfließende Wasser mit Eimern aufzufangen. Später spannten wir, für den Übergang bis zur nächsten Renovierungsmaßnahme, in diesem Bereich des Nordflügels eine Plane auf das Dach. Wir setzten Stützbalken ein, da viele der mit dem Mauerwerk verbundenen Nagelbinder bereits durch die Nässe verfault waren.



Das war eine Notlösung. Anfang 2019 sollten die Sanierungsarbeiten in diesem Bereich fortgeführt werden. Auch dafür waren finanziellen Mittel bereits bewilligt – mehrere Hunderttausend Euro für die Dachsanierung des Nordflügels und die Trockenlegung um den gesamten Kulturpalast. Da der Eigentümer dem Verein das Zugangsrecht entzog, durften diese Sanierungsarbeiten 2019 gar nicht erst beginnen. Die Plane ist mittlerweile vom Winde verweht.



Die Fotos von Dach und Dachboden dokumentieren den maroden Zustand der Hölzer unter dem Dach. Ein Großteil ist schon abgefallen, teilweise ist nur noch die Dachpappe vorhanden. Behälter, um das eindringende Regenwasser aufzufangen, sind mittlerweile sinnlos geworden.



Das Wasser fließt ungehindert durch das Dach nach unten und die Feuchtigkeit breitet sich immer weiter aus. Das Foto zeigt, wie weit die Vernagelung schon aufgespalten ist. Der statische Druck auf den Nagelbindern ist so hoch, dass sich die Decke senkt. Im Treppenaufgang betrug die Senkung bei der letzten Messung schon elf Zentimeter.



Es kommen immer weitere Feuchtigkeitsflecken hinzu. Das Parkett des Auditoriums, das der Eigentümer aufarbeiten und abschleifen ließ, sieht schlimm aus. Es war bis kurz vor unserem Zutrittsverbot noch mehr oder weniger gut erhalten, denn wir hatten auch hier Behälter aufgestellt und regelmäßig geleert, um den Boden zu erhalten. Doch nach vielen massiven Starkregen und den damit verbundenen Wassereinbrüchen nahm auch dieser Boden Schaden. Das Parkett im Ballettsaal löste sich bereits an einigen Stellen. Nachdem wir das Gebäude nicht mehr betreten dürfen, leert niemand mehr die Auffangschalen, und die Wasserschäden sind sehr wahrscheinlich noch größer als auf den Fotos dokumentiert. Da auch niemand regelmäßig lüftet, befördert dies den Verfall.

Die Deckenschäden begannen mit einem kleinen Loch beim Treppenaufgang zum Theatersaal. Wir stellten damals einen ersten Auffangbehälter auf. Elf Tage später fiel bereits ein großer Teil der Decke herunter. Dort, wo die kleine Plane gespannt war, lief so viel Wasser durch das Dach hindurch, bis die gesamte Decke vollgesaugt war und sich nicht mehr halten konnte.



Zuerst fiel ein Teil der Decke herab. Um noch größeren Schaden zu verhindern, zogen wir weitere Deckenstützen ein, die das Saalfelder Holz-Zentrum spendete. Ohne diese Stützen wären die Dachbinder abgestürzt.



Auf einem der letzten Bilder, die wir machten – es ist das Obergeschoß, Zugang zum Foyer und Theatersaal – ist die Absenkung der Decke deutlich zu erkennen und die darin vorhandenen Risse. Die Fotos dokumentieren den Zustand der Bausubstanz. Die Schäden sind mittlerweile enorm.

Doch es kam noch schlimmer: Am 28. Dezember 2019 erhielt ich einen Anruf der Polizei Saalfeld. Ein aufmerksamer Bürger hatte festgestellt, dass ein Fenster hinten am Kulturpalast offenstand und die Polizei informiert. Wir trafen uns mit der Polizei vor Ort und inspizierten das Gebäude von innen: mit der Polizei.

Im Kleinen Saal stellten wir fest, dass die drei Kronleuchter gestohlen worden waren. Man hatte sie mit Brachialgewalt einfach aus der Decke gerissen. Überall lagen Glassplitter. Viele der einzelnen Glaskugeln waren dabei zerstört worden. Sie waren baugleich mit den Leuchtern im Palast der Republik und in den Siebzigerjahren eingebaut worden. Heute wird eine Leuchte mit zwei Glaskugeln auf E-Bay für bis zu 1.200 Euro gehandelt. Die Deckenleuchten, wovon es drei Stück gab, haben pro Lampeneinheit 12 Glaskugeln!

Zwischen Himmelfahrt und Pfingsten 2020 gab es einen weiteren großen Einbruch. Die drei Kronleuchter des Cafés wurden abgebaut, ebenso Wanduhren, Notwegbeleuchtungen und weitere Deckenlampen.

Was den Eigentümer angeht: Ich wünsche uns allen für die Zukunft wieder blühende Blumen neben dem Kulturpalast Unterwellenborn und nicht neben einer Bauruine.

*Marko Wolfram, geboren 1974 in Saalfeld/Saale, studierte Volkswirtschaftslehre und Philosophie an der Friedrich Schiller Universität Jena. Von 2006 bis 2013 war er Bürgermeister in Pobstzella. 2014 wurde er für die SPD zum Landrat des Landkreises Saalfeld-Rudolstadt gewählt.*

Auch wenn es in meiner Biografie keinen direkten Bezug zum Kulturpalast gibt, bin ich von der Immobilie und ihrer Geschichte äußerst beeindruckt. Mit dem Haus hat die DDR nach dem Krieg eine Zukunftsvision in Beton gegossen. Darin bildeten sich das Gesellschaftsbild und der Stellenwert von Bildung und Kultur ab. Es war ein Statement, solch einen Palast neben einem der ganz großen und wichtigen DDR-Betriebe zu bauen, trotz des ländlichen oder vielleicht auch gerade wegen des ländlichen Raumes.

Das Haus und seine Geschichte sind es wert, erhalten zu werden. Schade, dass es in den Neunzigerjahren nicht gelungen ist, den Kulturpalast als Institution mit seinen kulturellen Angeboten zu erhalten. Auf die Ursachen kann ich an dieser Stelle nicht eingehen, sondern nur auf den derzeitigen Prozess. Nachdem mich Dr. Karl-Heinz Berghäuser und Reinhard Ensenbach vom Kulturpalast Unterwellenborn e. V. im Jahr 2014 angesprochen hatten, was man tun kann, um die Initiativen zur Rettung des Kulturpalastes zu unterstützen, beschäftigte ich mich intensiver mit dem Haus und der spannenden und besonders nach der Wende dramatischen Geschichte. Der Verfall ist leider nicht zu leugnen und da ist es wichtig, den Mut nicht zu verlieren. Deshalb möchte ich zunächst ein positives Beispiel aufzeigen, das für den Kulturpalast Mut machen kann: 2002 wurde darüber diskutiert, das „Haus des Volkes“ in Pobstzella, das größte Bauhausdenkmal Thüringens, abzureißen. Das Gebäude war in einem genauso schlimmen Zustand wie der Kulturpalast. Wenn es regnete, lief das Wasser von oben bis nach unten durch das gesamte Haus. Das Holz war so marode, dass es bereits von den Decken fiel. Man konnte sich nicht vorstellen, dass das Haus noch zu retten sei. Dennoch gelang die Rettung dank engagierter Menschen, allen voran Familien Nagel und Graf, die mit viel Geld und Eigenleistung ein neues Nutzungskonzept umsetzten und heute Thüringens größtes Bauhausensemble als Hotel, Restaurant und Museum führen.

Deswegen sollten auch die Unterwellenborner nicht aufgeben. Vielleicht ergeben sich neue Wege oder es tun sich Möglichkeiten auf, die wir in der jetzigen Situation noch nicht sehen.

Wenn man eine Immobilie erhalten möchte, muss man eine Vision entwickeln und im Gespräch bleiben. Da ist Unterwellenborn schon sehr weit. Mit

der Gründung des Vereins zum Erhalt des Hauses und dem Nutzungskonzept wurden die wesentliche Grundlagen bereits geschaffen. Auch das Engagement der Gemeinde und das von Pierre Wilhelm verdienene Dank und Anerkennung. Wir haben das gern mit unterstützt.

Aber kurz ein Blick zurück. Der Eigentümer, Knut Schneider, stellte mir vor drei Jahren seine Situation der Anfangsjahre dar. Die Kaufverhandlungen, das Nutzungskonzept, seine Investitionen und auch die Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte. Am Tag vor der Eröffnung machte ein immenser Wasserschaden alles zunichte und langjährige Rechtsstreite begannen. Eine große Enttäuschung und ein großer finanzieller Schaden für ihn.

Im vergangenen Jahr vermittelte ich zwischen dem Verein und Herrn Schneider. Herr Schneider muss die Geschehnisse hinter sich lassen. Es ist schwer sie gerecht aufzuarbeiten. Es gelang uns, in Gespräche über die Gründung einer Stiftung und die Überführung des Kulturpalastes in diese Stiftung einzutreten. In diesem Prozess unterstützte uns Olaf Werner vom Abbe-Institut für Stiftungswesen sehr. Er erarbeitete eine Stiftungssatzung und signalisierte, dass es Möglichkeiten gäbe, weitere Stiftungen zu finden und staatliche Zuschüsse zu organisieren, die zur Finanzierung des Projektes beitragen würden. Letztlich scheiterte das Vorhaben aber an den finanziellen Möglichkeiten des Vereins und den Vorstellungen von Herrn Schneider. Er arbeitet jetzt an einem eigenen Nutzungskonzept und versucht, das Haus an private Investoren zu verkaufen. Als Eigentümer steht Herr Schneider weiter in der Verantwortung für das Haus.

Welche weiteren Möglichkeiten gibt es aktuell, um den Kulturpalast vor dem Verfall zu retten? Einen ersten Schritt gingen wir bereits mit der Teilsanierung des Südflügels. Hier ist dem Verein außerordentlich für sein unermüdliches Engagement zu danken. Trotz aller Probleme haben sie für die Mittel gekämpft und mit Herrn Schneider eine Möglichkeit zur Durchführung der Maßnahme gefunden. Das Sanierungsprojekt geriet nun allerdings ins Stocken, weil Herr Schneider beim Nordflügel diesen Weg mit dem Verein nicht weiterverfolgen möchte. Im August 2019 wurde mit dem Eigentümer und seinen Anwälten vereinbart, die Gelder, die dafür zur Verfügung stehen, über Herrn Schneider abzurufen. Die Inanspruchnahme verstrich, die Frist wurde bis Februar 2020 verlängert. Dann sollte Herr Schneider entscheiden, ob er die Mittel zur Sanierung des Nordflügels in Anspruch nimmt. Das wäre die schnellste Art, die Sicherung des Gebäudes zu gewährleisten. Wäre es nicht dazu gekommen, hätte der Staat Zwangsmaßnahmen ergreifen müs-

sen. Allerdings wäre das ein langwieriger Prozess: Erst einmal muss geklärt und dokumentiert werden, was gesichert werden muss. Der Eigentümer hat anschließend Einspruchsmöglichkeiten und selbst nach einem Feststellungsbescheid, der ihn zur Sanierung verpflichtet, kann er sich durch die Instanzen klagen. Aktuell (im Juni 2020) sieht es so aus, dass Herr Schneider die Mittel abgerufen hat und mit der Sanierung des Nordflügels begonnen wurde. Eine sehr gute Entscheidung.

Wichtig ist aber auch, dass weiter an dem Nutzungskonzept und einer möglichen Umsetzung gearbeitet wird und das Projekt im öffentlichen Bewusstsein bleibt. Man braucht Partner. Meine Hoffnung ist, dass sich ein Investor findet. Gut wäre, wenn er über ein möglichst breites Netzwerk verfügt, über das öffentliche Mittel für eine Unterhaltung generiert werden können, um dieses wichtige Denkmal zu erhalten.

---

## DISKUSSION: HAT DER KULTURPALAST EINE CHANCE?

*Auszüge aus der Diskussion mit Publikumsgästen des Erzählalons zur Übernahme des Kulturplastes und der Entwicklung nach 1990 sowie zu Perspektiven und Zukunftsaussichten. Der Eigentümer des Kulturpalastes wurde ausdrücklich zu der Veranstaltung eingeladen, reagierte aber nicht auf die schriftliche Einladung. Deshalb kann er hier leider nicht zu Wort kommen.*

*Manfred Witt, geboren 1936 war von 1994 an einige Jahre als Hausmeister im Kulturpalast angestellt und ist Mitgründer des Vereins Kulturpalast Unterwellenborn e.V.*

Mein Herz hängt am Kulturpalast. Ich heiratete dort 1957 meine Frau Renate und bin dem Haus immer verbunden gewesen. Nach dem Verkauf sprach ich den neuen Eigentümer an, um ihn zu unterstützen. Es gab Pläne, das Haus weiterzuführen und mit Leben zu füllen. Er wollte daraus etwas machen und es nicht lassen.

Er stellte mich als Hausmeister an. Egal war ihm der Palast nicht. Aber er überschätzte sich und rechnete nicht damit, dass dies eine Aufgabe ist, die er als Privatperson nicht leisten kann. Leider zeigte er sich angebotener Unterstützung durch den Verein gegenüber eher unzugänglich.

Im Grunde hätte der Landkreis, der das Objekt von der Treuhand übernommen hatte, beim Verkauf wissen müssen, dass das nicht funktionieren kann. Aber man war froh, jemanden gefunden zu haben, der das Haus übernimmt. Denn weder das Land noch die Gemeinde hatten Interesse daran. Niemand war bereit, das Haus weiterzuführen, da kam ein Privatinvestor gerade recht.

Anfangs gab es noch ein paar Aktivitäten. Der Chor des ehemaligen Maxhütten-Ensembles nutzte den Palast und es fanden einige Veranstaltungen statt. Doch es wurden immer weniger. Genauso wie das Inventar: die vielen Musikinstrumenten und andere Dinge bekamen Beine. Wohin sie verschwanden und wer sie entwendete, konnten wir nicht herausfinden. Deshalb beschloss ich, die Schlösser auszutauschen. Denn viele Menschen besaßen Schlüssel für den Palast. Es war ein offenes Haus für die Unterwellenborner, viele gingen dort ein und aus. Ich beauftragte also einen Schlüsseldienst aus Pößneck, der

manfred.witt

die etwa zwanzig Schlösser auswechselte. Der Verein übernahm die Kosten. Dem Eigentümer erzählte ich erst davon, als die Aktion abgeschlossen war und übergab ihm zwei Schlüssel für das Objekt. Nach dem Schlössertausch herrschte allerdings schlechte Stimmung: Das offene Haus war keines mehr. Wer hinein wollte, musste sich den Schlüssel beim Verein abholen.

Als Herr Schneider merkte, dass er das Gebäude weder unterhalten noch wiederbeleben kann, versuchte er, das Haus los zu werden. Das funktionierte nicht, es fand sich niemand, der das Haus kaufen wollte.

Anfangs arbeitete Herr Schneider noch mit dem Verein zusammen. Als er feststellte, dass der Verein auch keinen Käufer zu seinen Konditionen fand, war er enttäuscht. Vielleicht waren seine Ansprüche und die des Vereins zu verschieden. Heute ist er verbittert. Ich habe versucht, mit ihm Kontakt aufzunehmen, weil wir anfangs ein gutes Verhältnis hatten, aber das war nicht möglich. Ich befürchte, dass die Situation verfahren ist und es im Moment keine Chance gibt, mit ihm weiterzuarbeiten. Er ist mit der Aufgabe wohl komplett überfordert.

*Pierre Wilhelm , geboren 1975, erstellte im Jahr 2018 eine Potenzialanalyse und ein Nutzungskonzept für den Kulturpalast.*

Ich führte ebenfalls Gespräche mit Herrn Schneider und denke: Die Medaille hat immer zwei Seiten, auch in diesem Fall.

Man kann in den Schilderungen von Herrn Schneider und auch in den Presseberichten aus den Neunzigerjahren in dem Käufer des Kulturpalastes eindeutig keinen Spekulanten erkennen, der von Anfang an das monumentale Bauwerk für wenig Geld kaufen, verfallen lassen und später teuer weiterverkaufen wollte. Herr Schneider wollte aus dem Kulturpalast ein luxuriöses Möbelmessezentrum mit einem angeschlossenen Kultur- und Wellnessbetrieb machen. Die Messen sollten das Geld für die Unterhaltungskosten des großen Gebäudes erwirtschaften. Aus heutiger Sicht muss man sagen, dass sich das Möbelgeschäft seit dieser Zeit so wesentlich verändert hat, dass das Konzept auch bei sehr gutem Zusammenspiel aller Partner wahrscheinlich nicht bis heute durchgehalten hätte. Die Verkäuferseite soll dem Käufer im Rahmen der Vertragsverhandlungen Versprechungen gemacht haben, die nicht eingehalten wurden. Beispielsweise soll bei der Verkaufspräsentation der Kulturpalast wesentlich mehr Inventar gehabt haben als bei der tatsächlichen Übergabe an den Käufer.

Relativ frühzeitig schien klar, dass die große emotionale Verbundenheit der Bevölkerung mit „ihrem“ Kulturpalast (den viele Einwohner der Region selbst mit aufgebaut und in mehreren Generationen begeistert genutzt haben) auf der einen Seite und das Selbstverständnis des Käufers von unternehmerischer Freiheit sowie die erwartete Wertschätzung für die tatsächlich erbrachte unternehmerische Leistung auf der anderen Seite in einer Konfrontation enden werden. Das Landesamt für Denkmalpflege hatte Herrn Schneider bereits kurz nach seinem Kauf den besonderen Denkmalwert des von ihm erworbenen Kulturpalastes verdeutlicht. Ein staatlicherseits in Auftrag gegebenes Regionalentwicklungskonzept stufte den Kulturpalast nach dem Verkauf durch den Landkreis zur selben Zeit in die kulturelle Bedeutungslosigkeit.

Der Konflikt, ausgelöst durch extrem große Wassermengen, die auf dem Grundstück aufgrund eines Rohrbruches unbemerkt versickerten und die dadurch sehr hohe Forderung von Wassergebühren gegen den Kulturpalasteigentümer Schneider waren da wahrscheinlich nur der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Man muss Herrn Schneider auch zugutehalten, dass er über mehr als ein Jahrzehnt den Hausmeister Herrn Witt beschäftigte, der mit sehr viel Eigeninitiative und Liebe zum Palast das Gebäude über die Jahre im Rahmen seiner Möglichkeit in Schuss hielt.

Als ich Herrn Schneider kennenlernte, ging es ihm nur noch um die schnellstmögliche Loslösung vom Eigentum. Die Konflikte der vergangenen Jahre hatten da schon zu großen Spuren hinterlassen.

*Andrea Wende, geboren 1957, ist seit 2006 Bürgermeisterin von Unterwellenborn.*

Ich möchte gern etwas zur Zusammenarbeit zwischen der Gemeinde und dem Eigentümer des Kulturpalastes sagen. Bis 2009 wurde keine Grundsteuer auf den Kulturpalast erhoben. Den Bürgern gegenüber ist das ungerecht. Jeder, der ein Häuschen hat, muss diese Steuer zahlen. Man muss sich fragen, warum das so gehandhabt wurde. Zumal es für denkmalgeschützte Gebäude die Möglichkeit gibt, die Grundsteuer erlassen zu bekommen. Auch Knut Schneider kann als Eigentümer von dieser Regel Gebrauch machen, wenn er saniert.

Die Gemeinde unterstützte Herrn Schneider oft. Auch ich denke, dass er beim Kauf des Palastes wirklich davon ausgegangen war, etwas aus dem

Haus machen zu können. Es war einfach Pech, dass es in den Neunzigerjahren diesen immensen Wasserschaden gab, bei dem sehr hohe Wasser- und Abwasserkosten entstanden, die der Zweckverband Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung (ZWA) Herrn Schneider in Rechnung stellte. Er fühlte sich für den Schaden nicht verantwortlich. Zudem trafen in dieser Sache zwei Choleriker aufeinander: der Unternehmer aus dem Westen auf der einen Seite und der Chef der ZWA, Herr Schmidt, aus dem Osten auf der anderen. Wie zwei Bären gingen sie aufeinander los. Der Streit zog sich über Jahre hin und verhinderte Aktivitäten. Die Gemeinde Unterwellenborn versuchte zu vermitteln. 2008 wurden Herrn Schneider etwas über 30.000 Euro erlassen.

Herr Schneider und ich trafen uns häufiger im Kulturhaus. Wir saßen auch schon mal auf der Treppe im Foyer und tranken ein Glas Wein miteinander. Wenn ich mit ihm persönlich sprach, war er durchaus zugänglich.

Doch weitere Probleme traten auf. Wir hatten alle erst „Bundesrepublik Deutschland“ lernen müssen, mit all den Gesetzen und Vorschriften, die wir umzusetzen hatten. So stellte sich heraus, dass der Brandschutz im Kulturpalast nicht gewährleistet war und angepasst werden musste. Über mehrere Jahre erhielt der Palast immer wieder eine Ausnahmegenehmigung, ohne dass etwas passierte. Nach Jahren sagte dann das Landratsamt im September 2017: „Jetzt ist Schluss. Veranstaltungen im Kulturpalast werden nicht mehr genehmigt, bis der Brandschutz hergestellt ist.“

Herr Schneider kam auch nicht mehr zu Gesprächen in die Gemeinde, wenn wir ihn dazu einluden.

Ich war sehr froh, als sich der Verein gründete. Die Gemeinde kann ihn unterstützen, und das machen wir gerne. Wir tun, was wir können. Doch die Gemeinde kann den Kulturpalast nicht übernehmen. Wir besitzen keine finanziellen Mittel für den Kauf, geschweige denn für den Unterhalt.

Wir brauchen Ideen für das Haus: Das Nutzungskonzept ist eine gute Grundlage. Was wir genauso dringend benötigen, sind Verbündete. Der Verein und die Gemeinde allein, können das Projekt nicht bewältigen. Es müssen alle an einem Strang ziehen. Es macht mich optimistisch, dass sich auch Menschen für den Kulturpalast engagieren, die ihn nicht mehr aus seiner aktiven Zeit kennen. Ich wünsche mir, dass wir uns mittelfristig im Kulturpalast treffen. Wir plaudern im großen oder kleinen Saal oder im Café. Mit Licht, Wasser und Heizung!

*Marko Wolfram, geboren 1974, ist seit 2014 Landrat von Saalfeld/Saale.*

Ich bin der Meinung, dass der Verkauf vor dreißig Jahren an einen privaten Investor nicht die richtige Lösung war. Der Palast ist privatwirtschaftlich kaum zu erhalten. Es gab damals weder den Meininger Hof als neuen Veranstaltungsort, noch war die Stadthalle Bad Blankenburg renoviert. Da hätte man im Kulturpalast sicher gute Chancen für ein gemeinsames Konzept gehabt. Doch es wurden andere Entscheidungen getroffen. Daran lässt sich nichts mehr ändern.

Es stellt sich also die Frage: Was können wir heute tun, um den Palast zum Leben zu erwecken. Ein Enteignungsverfahren kann man nicht auf die Schnelle durchführen. Es müsste zudem erst einmal geklärt werden, wer soll enteignen: die Gemeinde, das Land oder der Staat? Außerdem muss man starke Argumente haben. Eigentum ist in unserer Gesellschaft ein hohes Gut und verfassungsmäßig geschützt. Dennoch ist der Weg der Enteignung möglich, aber langwierig, kostspielig und aufwändig.

Mein Ziel ist immer noch, nach einem Konsens zu suchen, um das Gebäude erst einmal zu sichern. Ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben. Vielleicht ist es doch noch möglich, dass Herr Schneider Abstand nimmt und er einem Konzept zustimmen kann, bei dem das Haus in eine Stiftung übergeben wird.

*Dr. Michael Thomas, geboren 1951, ist promovierter Soziologe mit Arbeitsschwerpunkt gesellschaftliche Transformation und Entwicklung des ländlichen Raumes.*

Die Eigentumsfrage ist ein großes Problem. „Eigentum verpflichtet“ sollte eigentlich Handlungsgrundlage sein. Wenn die Eigentumsinteressen gegen das Gemeinwohl verstoßen, muss man etwas dagegen tun - in diesem Fall prüfen, ob man die gesetzlichen Möglichkeiten bisher überhaupt ausgenutzt hat. Leider gibt es immer wieder das Problem, das Eigentümer etwas nur zur Renditenmaximierung erwerben. Es gibt Beispiele, dass man ein Gebäude so lange verfallen lässt, bis es abbruchreif ist, nur weil das Grundstück dann erst richtig wertvoll wird. Ob das beim Kulturpalast der Fall ist, kann ich nicht beurteilen.

*Marko Wolfram*

Ich möchte auf die Anmerkung eingehen, dass das vorliegende Nutzungskonzept zweitrangig sei, solange die Eigentümerfrage nicht geklärt ist. Dem widerspreche ich. Das Nutzungskonzept halte ich für extrem wichtig inklusive der im Konzept enthaltenen wirtschaftlichen Berechnungen. Dies ist die Grundvoraussetzung, um einen Interessenten für den Kauf des Kulturpalastes zu finden, sollte eine Lösung mit dem jetzigen Eigentümer nicht zustande kommen. Das Wirtschaftskonzept zeigt, dass eine Nutzung nur mit Heranziehung öffentlicher Gelder funktionieren kann. Nun muss man die im Konzept angesprochenen Fragen beantworten und eine Lösung finden. Ich halte den Kulturpalast für ein besonders wichtiges Denkmal, das es zu retten gilt. Und dazu braucht es in erster Linie auch ein Konzept.

*Pierre Wilhelm*

Investitionen zum Erhalt des Denkmals müssen dem Privateigentümer nach dem Denkmalschutzgesetz wirtschaftlich zumutbar sein. Davon profitierte Herr Schneider in der Vergangenheit, weil der Kulturpalast brach lag und er daraus keinen Nutzen zog.

Durch das vielfältige und öffentlichkeitswirksame Engagement zum Erhalt des Kulturpalastes ist es dem Verein und seinen Partnern gelungen, in größerem Umfang Fördermittel für die dringende Denkmalsicherung in Sachen Dachsanierung und Wassereinbrüchen im Kellergeschoss zu gewinnen. Davon war ein wesentlicher Teil aus einem einmaligem Förderprogramm.

Nachdem der Eigentümer dem Verein Hausverbot erteilt hat, rief er auch finanzielle Zuschüsse des Landes in einer Größenordnung von mehreren Hunderttausend Euro nicht ab. Die Gelder aus diesem Förderprogramm sind unwiederbringlich für den Palast verfallen. Das heißt nun nach allgemeiner Rechtsauffassung, der Eigentümer kann sich nicht mehr darauf berufen, dass ihm die Investitionen wirtschaftlich nicht zumutbar wären, zumal auch weitere Fördergelder beantragt werden können.

Die Behörden haben außerdem deutlich gemacht, dass der Denkmalschutz für das Gebäude aufgrund seiner besonderen überregionalen Bedeutung langfristig trotz baulicher Mängel nicht aufgehoben wird. Eine eventuelle Spekulation des Eigentümers auf die Genehmigung des extrem kostentensiven Abrisses des Kulturpalastes zur Verwertung des Grundstückes wird deshalb langfristig keinen Erfolg haben. Außerdem sind die Grundstücks-

flächen baurechtlich eindeutig für die Funktionen des denkmalgeschützten Bauwerks vorbestimmt.

Nachdem Herr Schneider dem Verein, der in den letzten Jahren nach der Entlassung von Hausmeister Witt den Schutz des Gebäudes übernommen hatte, die Zusammenarbeit gekündigt und ihm Hausverbot erteilt hat, verbleibt ihm als Eigentümer selbst die Pflicht, das Objekt so zu überwachen, dass der Bestand des Gebäudes nicht beeinträchtigt wird. Auch hier wird das Argument, dass ihm das wirtschaftlich nicht zumutbar sei, aufgrund des Hausverbots gegenüber dem Verein nicht standhalten.

Sollte er eine juristische Auseinandersetzung herbeiführen wollen, wird das allerdings ein langwieriger Prozess werden. Es ist zu wünschen, dass er juristisch so beraten wird, dass er darauf verzichtet und doch noch einer Kompromisslösung zustimmt. Ich bin optimistisch, dass es in diese Richtung gehen wird. Denn am Ende wird Herr Schneider auf dem konfrontativen Weg nur noch mehr Geld durch den Kulturpalast verlieren, anstatt diese Last seines Lebens endlich loszuwerden.

Zur Nutzungskonzeption:

Als Bündnis aus Zivilgesellschaft, Wissenschaft, Wirtschaft und Verwaltung will der Verein die gemeinnützige Stiftung „Kulturpalast Unterwellenborn“ aufbauen und dem Eigentümer das herausragende Denkmal von nationaler Bedeutung abkaufen. Zu den prominenten Unterstützern zählen unter anderem Ludwig Güttler (Cheforganisator des Wiederaufbaus der Dresdner Frauenkirche), der Liedermacher Wenzel, Ostrockgrößen, der Keyboarder Michael Nass von BAP, der Schauspieler Peter Bause, der letzte lebende Star der Olsenbande Jes Holtsø, Jazzlegende Uschi Brüning und Volksmusikidol Stefanie Hertel sowie mehrere Tausend Menschen mit ihrer Unterschriftenpetition.

Der Kulturpalast soll (im Einklang mit anderen Einrichtungen) wieder ein lebendiges Haus für jedermann werden. Nach dem Nutzungskonzept soll das Bauwerk ein Zentrum zur Stärkung der Zivilgesellschaft werden, akademischer und populärwissenschaftlicher Bildungsort sein sowie Antworten auf die großen Zukunftsthemen erforschen.

Nach gescheiterter Privatisierung geht es nun ums Ganze. Das Dach eines Seitenflügels droht einzustürzen. Durch den (rechtlichen) Rahmen, hat das Bauwerk nur durch gemeinnütziges und öffentlich zugängliches Eigentum eine lebendige Zukunft.

## Torsten Ströher

Leider hat uns der Eigentümer die Nutzungsvollmacht entzogen und die bewilligten öffentlichen Gelder nicht abgerufen. Wir konnten seine Begründung, dass der Verein keine transparente Kostenabrechnung für die Dachsanierung des Südflügels geliefert hat, beim Rechnungsprüfer vom Landeskonservator in Erfurt entkräften. Es wurde uns eine vorbildliche Kostenabrechnung bestätigt. Wahrscheinlich ist, dass er die Zusammenarbeit einseitig beendete, weil wir ihm keinen Käufer präsentierten.

Wir sind auch weiterhin an einer Lösung interessiert. Im MDR-Bericht appellierte ich für den Verein noch einmal öffentlich an Herrn Schneider, seinen unrealistischen Kaufpreis von 5,5 Millionen Euro zu senken und sich wieder mit uns in Verbindung zu setzen, um eine gemeinsame Lösung zu finden. Nachzusehen bei MDR um 4 vom 9. Januar 2020, ein Bericht von Stefan Gaß über den Kulturpalast Unterwellenborn, seinen Verein und den Eigentümer.



Leider muss man sagen: Für den Palast ist es nicht erst fünf vor zwölf, sondern bereits zehn nach zwölf. Der Verfall wird jeden Tag fortschreiten. Die Situation verschlimmert sich weiter, weil die mit Wasser volllaufenden Behälter nicht entleert werden und nicht gelüftet wird, wie wir das früher fast täglich machten. Aber das hat der Kulturpalast nicht verdient.

Eine positive Meldung gibt es noch: Anfang Februar hat die Staatskanzlei Thüringen dem Verein ihre Achtung für die bisherige Arbeit ausgesprochen. Sie hat uns ihre Unterstützung zugesichert, damit es doch noch zu einer vernünftigen Lösung kommt und wir den Kulturpalast gemeinsam retten.

---

## NACHWORT

Kulturhäuser in der DDR: Einige Anmerkungen zur Herkunft und Bedeutung

*Horst Groschopp*

Der Kulturpalast Unterwellenborn ist schon deshalb eine bewahrenswerte Institution unserer nationalen Kulturgeschichte, weil die betriebsnahen und anderen Kulturhäuser keine Erfindungen erst der DDR waren. Ihr Entstehen in der frühen DDR speiste sich aus vielen Quellen der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, aus praktischen wie ideellen. In Ostdeutschland hatten Kulturhäuser dann eine strukturelle Sonderstellung und einen Eigenweg im dortigen Kultursystem, genauer ausgedrückt: Sie bildeten den Kern volksnaher, ortsnaher und geselliger Bildung und Unterhaltung in der Freizeit.

Zudem boten die Kulturhäuser vielen Menschen eine sinnvolle Arbeit in künstlerischen Bereichen, beziehungsweise Abwechslung gegenüber dem täglichen Allerlei in Büro oder Fabrik. Sie stellten – nach einem bundesdeutschen Begriff – Einrichtungen der „Soziokultur“ dar, boten aber darüber hinaus zugleich Zugänge zur sogenannten Hochkultur. Sie hatten, je nach Größe, eigene Ensembles oder dienten als Theaterstätte mit Konzertsaal für Gastauftritte, Kinovorführungen, Tanzveranstaltungen, Schach- oder Skatturniere, Betriebs- und Brigadefeiern und festliche Bälle.

Schon 1950 nannte das diesbezügliche Arbeitsprogramm der Gewerkschaften folgende Felder der Kulturarbeit, woraus dann die Arbeitsgebiete in den Klubs und Kulturhäusern wurden: „Zirkel zu Fragen der Natur- und Gesellschaftswissenschaften, der Literatur und Musik, Theater, Architektur, Malerei, Plastik, Zeichnen, Photographie, Philatelie, Wandern, Rezitationen, Funk, Film, Basteln, Schachspiel und für erzieherische Fragen“. Das spätere „künstlerische Volksschaffen“ mit seinen Formen der „Zirkelarbeit“ knüpfte mit seinen Angeboten an Vorstellungen an, wie sie aus der deutschen Volksbildungs-, der Volkswohl- sowie aus der Arbeiterkulturbewegung kamen. Zugleich lehnte sich das Konzept an bürgerliche Reformmodelle an, die unter der Losung „Die Kunst dem Volke“ agierten.

Rein definitorisch gesehen war das DDR-Kulturhaus eigentlich ein „Klub“. Eine eigens dafür geschaffene berufsbildende Fachschule in Meißen-Siebeneichen und deren regionale Einrichtungen unterrichteten eine „Klubwissenschaft“.

Überhaupt brachte die Praxis diverse eigenwillige Begrifflichkeiten und Differenzierungen hervor, die noch heute der Übersetzung ins Westdeutsche bedürfen. Manche Einrichtungen hießen Kulturhäuser, obwohl sie über kein eigenes Haus verfügten; große, meist neue wurden „Kulturpalast“ genannt; „Kreiskulturhäuser“ wiederum stellten eine städtische Verwaltungseinheit dar, von denen einige auch Räume für Veranstaltungen besaßen. Man kann also nicht von dem typischen DDR-Kulturhaus sprechen. Es bringt mehr, jedes als Unikat zu sehen.

Anfänglich wurden die Klubs und Kulturhäuser als originär sozialistische Kultureinrichtungen gesehen und damit überfordert, dann eingebettet in das Ideal einer neuen Volkskultur, die mittels „kultureller Massenarbeit“ (auch so eine ostdeutsche Spezialformel) den „neuen Menschen“ erzieht und Kunst und Leben vereint – gedacht als der große Unterschied zu Westdeutschland („überholen ohne einzuholen“). Schließlich wurden in den Siebzigerjahren zunehmend die realen Bedürfnisse der Leute und deren Drang nach Geselligkeit entdeckt, manche Klubs und Kulturhäuser wurden zu Gaststätten mit Kulturbetrieb. Zum Schluss gab es sogar „Klubs der Alleinstehenden“, „Klubs zu zweit“ für junge Ehepaare, „Klubs der Mittzwanziger“, „Klubs der interessanten Begegnung“, „Klub junger Philosophen“, „Filmklubs“.

Durch den Druck der kulturellen Bedürfnisse der Adressaten und Nutzer kamen die Kulturhäuser in den späten Achtzigern im kommunalen, meist städtischen Alltag an. Das war der Moment, an dem die Deutsche Einheit passierte und die These die Oberhand gewann, die Kulturhäuser seien eine DDR-Eigenheit gewesen und vor allem zu systemnah. Da die meisten Träger (Betriebe, Organisationen) nach 1990 abgewickelt wurden, hingen die kulturellen Einrichtungen in der Luft und hängen so teilweise bis heute (sind „tote“ Immobilien). Die überwiegende Mehrheit wurde geschlossen oder verkauft, parallel zu den Gesundheits- und Sozialeinrichtungen, den Feriensiedlungen, den Fortbildungsstätten und vielen mehr. Simone Hain stellte 1996 in einer kulturhistorischen Studie „Geschichte und Gestalt der Kulturhäuser in der DDR“ eindrucksvoll dar; zusammen mit einer „fotografischen Bestandsaufnahme“ von Michael Schroedter ist daraus der Band „Die Salons der Sozialisten“ entstanden. Es lohnt, sich dieser Geschichte zuzuwenden.

Die frühe Kulturhausentwicklung in der DDR folgte weitgehend den Vorstellungen, die in der deutschen Arbeiterkulturbewegung gewachsen waren. Die Häuser sollten zunächst alternative Orte zur kapitalistischen Vergangenheit und zum alten proletarischen Dasein sein. Deshalb wurde auch zunächst

nicht an Gaststätten darin gedacht. Überhaupt spielte eine große Rolle, was vorher in der Immobilie stattgefunden hatte, sei es Fabrikantenvilla oder Bürgerhaus.

Der Klub und das Kulturhaus galten geradezu als gegenläufige Prototypen zur städtischen Bierkneipe und zum ländlichen Dorfkrug. Walter Ulbricht formulierte 1950 sogar die Losung, gerichtet an Gewerkschaftsfunktionäre: „Der Kapitalismus hat für den Arbeiter die Kneipen organisiert. Ihr organisiert das Leben im Kulturhaus.“ Dass er dabei auf Ideen der Arbeiter-Abstinentenbewegung zurückgriff, war ihm sehr wohl bewusst.

Unter einem Kulturhaus wurde von Beginn an mehr verstanden als ein Gebäude für Kunstveranstaltungen – schon wegen der hauptsächlichen Traditionsmuster, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der Ostzone und dann in der DDR vorfindlich waren, von denen sich die Kulturhäuser aber emanzipieren wollten. Das waren:

- die Einrichtungen der evangelischen Inneren Mission, weniger der katholischen Caritas
- die Gartenstadtbewegung als Teil der Lebensreform
- die Jugendbewegung mit ihren künstlerischen und bibliothekarischen Einrichtungen, etwa Mädchenklubs
- die Arbeiter- und Volkswohl-Bewegung
- die Volksheim-Bewegung
- das städtische Volkshaus mit seinen Ablegern Volksheim, Bürgerhaus, Gemeinschafts- und Gesellschaftshaus
- das Gewerkschaftshaus, in dem die Organisationen der Arbeiterbewegung ihren Sitz hatten und das Räume für Vereine und öffentliche Veranstaltungen vermietete (in der DDR besaßen Parteien und Organisationen ihre eigenen, meist „geschlossenen“ Räumlichkeiten)
- der sowjetrussische Klub und seine Großform, der Kulturpalast
- das nationalsozialistische Kameradschaftshaus - als betriebliches Dienstleistungsgebäude ein „Haus der Arbeit“ mit Kulturangebot.

„Sozialistische Kultur“ wollte und sollte anders sein, ganz neu. Sie nahm Bezug auf ästhetische Erziehung, Jugendarbeit und humanistische Werte, weniger auf Sozialarbeit und Lebenshilfe. Konsequenterweise definierte das 1970 in der DDR erschienene Kulturpolitische Wörterbuch „Kulturarbeit“ immer mit dem jeweils zu bearbeitenden „Objekt“, also „Kulturarbeit unter der Jugend“, „... in der Nationalen Volksarmee“, „... des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes“ und so weiter.

Die Kulturhäuser hatten vor allem die Kirchen und deren Gemeindezentren zu ersetzen, obwohl direkte atheistische Agitation nur bis Mitte der Fünfzigerjahre vorkam. Die kulturellen Einrichtungen hatten in der Regel einen großen Saal, konzipiert als Versammlungsort der Gesellschaft neuen Typs, wobei es galt, Situationen der Andacht zu vermeiden. Deshalb mussten sie in Ausstattung und Ausgestaltung zu unterscheiden sein von den kirchlichen Zentren, aber auch von den Appellhallen der nationalsozialistischen Kameradschaftshäuser. Sie waren als personale und freizeithliche Begegnungsstätte der Funktionäre mit ihrer „Basis“ und der Werktätigen mit „Kultur“ gedacht.

Zugleich dienten sie, freidenkerischem Gedankengut entlehnt, dem Etablieren einer neuen Fest- und Feierkultur. Kulturhäuser waren in dieser Hinsicht „Kultorte“, an denen der neue individuelle wie gesellschaftliche Kalender öffentlich zelebriert werden konnte: Namensgebungen, Schulaufnahmen und -abgänge, Hochzeiten, Jugendweihen, runde Geburtstage, Übergabe der Facharbeiterbriefe, Jahresendfeiern, Betriebsjubiläen, Verabschiedungen aus dem Arbeitsleben und zum Wehrdienst, Brigadefeste, Auszeichnungen, Übergabe von Personalausweisen, berufsständische und staatliche Jahrestage.

Erst mit dem Wohnungsbauprogramm der Siebzigerjahre relativierte sich die Stellung des Kulturhauses im Spektrum der sozialisierenden Institutionen. Die Wohnung wurde als möglicher Kultur- und Familienort erkannt, aber von Kulturarbeitern weiter argwöhnisch beobachtet als Keim für allerlei Kleinbürgerei und „imperialistische Unkultur“. Noch 1972 wurde festgeschrieben, dass der Arbeitsprozess und das Arbeitskollektiv die „entscheidende Sphäre für die Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten ist und bleibt“.

An ein mehr multifunktionales Verständnis von Kulturhaus schlossen sich dann in den späteren Siebzigerjahren Überlegungen an, wie dieser Trend durch bauliche Rekonstruktion unterstützt werden kann. Dabei wurden die vorhandenen Einrichtungen aus pragmatischen Gründen folgenden funktional anzustrebenden Grundmustern zugeordnet:

- der Wohngebietsklub für aktiv erlebende Geselligkeit (Einzugsbereich 8.000 bis 10.000 Einwohner)
- das Stadtbezirkskulturhaus mit der „Konzentration der Kapazitäten für künstlerische, bildende und größere gesellige Veranstaltungen und in der umfangreicheren Palette der Möglichkeiten für schöpferische Betätigungen im Zirkelbereich“, aber im „Zusammenwirken mit Gastronomie

und freizeitsportlichen Einrichtungen“ (Einzugsbereich 60.000 Einwohner innerhalb großstädtischer Gebiete)

- das Stadtkulturhaus, das aber von der Siedlungs- und Berufsstruktur des Ortes abhängig sei und deshalb „keine einheitliche Charakteristik“ habe und in der Kommune nach den dortigen Voraussetzungen und Bedürfnissen geplant werden müsse
- der Dorfklub (mit einem größeren Saal)
- der Kulturpalast als herausgehobener Sonderbau in ausgewählten Großstädten und/oder durch einige Großbetriebe; Ziel waren Kulturzentren mit großem Publikumseinzug und mit Theater- und Konzertbetrieb und für Großveranstaltungen, bei denen auch das Fernsehen senden konnte.

Neben diesen angestrebten Haupttypen gab es aber noch weitere:

- „Kulturhäuser und Klubs für überregionale Aufgaben (Kurorte, Erholungsgebiete, Zentralhäuser gesellschaftlicher Organisationen, NVA-Kulturhäuser usw.)“
- „Kulturhäuser und Klubs von Produktionsbetrieben, zentralen Bildungseinrichtungen, Institutionen usw.“

Jedes Kulturhaus war einem Träger zugeordnet, einer juristischen Person. Es wurde nach dem in der DDR üblichen „Prinzip der Einzelleitung“ geführt und durch staatliche und/oder gesellschaftliche Mittel finanziert. Das Kulturhaus verwaltete seine Mittel selbst und rechnete jährlich nach den Vorgaben und bestätigten Plänen ab. Auch über das Personal befand, in den üblichen „kaderpolitischen“ Grenzen der DDR, das Kulturhaus selbst. Es galt das Arbeitsgesetzbuch der DDR, das auch die Nutzung betrieblicher Einrichtungen regelte; die Personalstruktur war vorgegeben.

Das Ergebnis bildete eine nahezu ausschließlich (über verschiedene Wege) staatlich alimentierte Kulturarbeit, wie auch in den (staatlichen) Betrieben und (quasistaatlichen) Organisationen. Der Betrieb folgte dabei zwei politischen Anforderungen: Zum einen konnte durch die Ausschließlichkeit der staatlichen Finanzierung (in Verbindung mit der Anmeldepflicht von Zirkeln und Veranstaltungen) jede oppositionelle Regung kontrolliert beziehungsweise niedergehalten werden. Zum anderen benötigte der Staat DDR die Kulturarbeit zur Legitimation seiner Existenz und zum Vorzeigen schöpferischer Aktivitäten, da nationale oder gar ethnische Begründungen des Staats (keine DDR-Nation) wegfielen und eine höhere Ökonomie als im Westen nicht in Sicht war. So sollte die Kultur unterscheiden und das bessere Leben vorzeigen. Das „überlastete“ die Kulturhäuser – auch durch die aufkommende

Konkurrenz einer modernen Medienkultur, besonders auch der aus der Bundesrepublik, die jedermann zuhause erreichte.

Am Ende der DDR stellte sich das System der Klubs und Kulturhäuser als ein großer und relativ eigenständiger gesellschaftlicher Bereich dar, den statistisch zu erfassen unmöglich geworden war, eben wegen der vielen Träger der Einrichtungen und der vielen Wege, auf denen die Finanzierung erfolgte. Die These, es sei ein zentral gesteuerter Sektor gewesen, ist nicht haltbar. Auch deshalb nicht, weil im Nachhinein herauskam, dass es in 71 (von 219) Stadt- und Landkreisen der DDR noch Mitte der Achtzigerjahre weder einen gewerkschaftlichen Klub noch ein entsprechendes Kulturhaus gab.

Überhaupt sind stimmige Zahlen schwer zu ermitteln. Nach Auswertung und Vergleich verschiedener Quellen ergibt sich, dass es 296 betriebliche, 349 gewerkschaftliche und 423 staatliche Kulturhäuser gab und zusätzlich 292 staatliche Jugendklubhäuser (davon 59, die formal von der FDJ betrieben wurden); 151 Kreiskulturhäuser (bei 218 Kreisen und ohne Berlin), um die 5.000 Dorfklubs, 4.200 ehrenamtliche Jugendklubs und rund 800 „Klubs der Werktätigen“ (gerechnet ohne die „Klubs der Intelligenz“, der „Häuser der Technik“, der URANIA usw.)

1988 hatte der engere Kulturbereich („kulturelle Massenarbeit“) 7.893 Arbeiter und Angestellte. Zum Vergleich hier die Gesamtzahl der in der „Kultur“ Beschäftigten (ohne Künstler und Hauptamtliche in Künstlerverbänden): 90.787, dazu an Theatern 20.827. So exakt die Zahlen erscheinen, sie lassen die üblichen Freistellungen von der „wirklichen Arbeit“ (bei Lohnfortzahlung) für gesellschaftliche Aktivitäten außer acht, sei es für Partei- oder Kulturarbeit – oder Fußballspielen und Kampfgruppenübungen.

Die Geschichte der Kulturhäuser der DDR ist aus den angedeuteten Gründen demzufolge mehr als die Genese einer bestimmten soziokulturellen Ambition. Sie ist gründlich eingebettet in die Widersprüche der Unternehmung DDR und endlich wissenschaftlich und lebensgeschichtlich zu untersuchen – etwa anhand des Kulturpalastes Unterwellenborn. Schließlich fand die Geschichte nur statt, weil Menschen sie lebten – und vor aller Wertung der kulturpolitischen Absichten und Ergebnisse steht die rein menschliche Anerkennung der vielen Bemühungen, des guten Willens und der aufgewendeten Zeit.

*Horst Groschopp, geboren 1949, ist habilitierter Kulturwissenschaftler und freier Autor. Der gelernte Dreher studierte von 1968 bis 1971 Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin und arbeitet danach bis 1996 am dortigen Institut für Kulturwissenschaften. Von 1997 bis 2014 war er Di-*

*rektor der Humanistischen Akademie. Er veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Texte zur deutschen historischen Arbeiterkultur, DDR-Kultur, Freidenker- und Humanismusgeschichte und -theorie sowie Studien über Max Hoelz, Adolph Hoffmann, Fritz Kummer, Alfred Kurella, Rudolph Penzig, Lotte Rayß, Otto Rühle u.a.*

*Horst Groschopps Beitrag zur Debatte über Geschichte und Zukunft des Kulturpalastes Unterwellenborn fußt auf einer Studie von 1993. Deren vollständige Fassung mit den jeweiligen Quellenangaben und Fußnoten findet sich auf der Homepage des Autors (<http://www.horst-groschopp.de>) und liegt hier gedruckt vor: Horst Groschopp: Kulturhäuser in der DDR. Vorläufer, Konzepte, Gebrauch. Versuch einer historischen Rekonstruktion. In: Kulturhäuser in Brandenburg. Eine Bestandsaufnahme. Hrsg. von Thomas Ruben und Bernd Wagner. Potsdam 1994, S. 97-178 (= Brandenburger Texte zu Kunst und Kultur, 1).*

---

## RESÜMEE UND AUSBLICK

Die drei in Goßwitz durchgeführten Erzählsalons haben den Menschen der Region die Möglichkeit gegeben, persönliche Erinnerungen und Erlebnisse vorzustellen, aber auch ihrer Sorge um den Kulturpalast Ausdruck zu verleihen. Die in dieser Broschüre niedergeschriebenen Erzählungen zeigen eindrücklich, wie lebendig und vielfältig das Leben im Kulturpalast zwischen 1955 bis 1990 war. Gleichzeitig wird klar, welchen kulturellen Aderlass die Region durch seine Schließung zu verkraften hatte. Die überregionalen Gäste der Erzählsalons berichteten, dass die Geschichte des Kulturpalastes und seine Zukunftschancen auch bundesweit bedeutsam sind. Alle Teilnehmer der Erzählsalons, ob als Erzähler oder Zuhörer, wünschen sich sehnlich eine erneute Öffnung des Hauses und (kulturvolle) Wiederinbetriebnahme für die Zivilgesellschaft und andere Mitnutzer.

Unser 2013 gegründeter Verein „Kulturpalast Unterwellenborn e.V.“ hat sich diesem Ziel verschrieben. In den ersten Jahren kämpften wir Vereinsmitglieder in zahllosen ehrenamtlichen Arbeitseinsätzen und mit Hilfe einheimischer Sponsoren gegen den beginnenden Verfall. Auch suchten wir nach Realisierungsmöglichkeiten für die erkennbar notwendig werdende Dachsanierung der beiden Seitenflügel. Manches ist uns in diesen Jahren gelungen: Das Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie stellte uns umfangreiche Fördermittel zur Verfügung (Dafür sind wir unendlich dankbar!), sodass das Dach des Südflügels vor zwei Jahren saniert werden konnte. Nachdem der Eigentümer den Verein im letzten Jahr aus dem Haus geworfen hatte, geriet der Sanierungsprozess ins Stocken und Chancen blieben ungenutzt. Einmalig verfügbare Fördermittel, mit denen die Dachsanierung 2019 hätte abgeschlossen werden können, verfielen aufgrund der Untätigkeit des Eigentümers. Erst in diesem Jahr begann die Dachsanierung des Nordflügels. Da das Landesamt in diesem Jahr weniger Fördermittel zur Verfügung hatte, konnten die Sanierungsmaßnahmen bisher nicht abgeschlossen werden, da auch die Schäden an den Dächern rasant zunahmen.

Seit dem Rauswurf aus dem Haus haben wir keine Möglichkeit mehr, uns um dessen Erhalt zu kümmern. Das schmerzt umso mehr, da sich Herr Schneider nicht mehr um sein Eigentum kümmert, und sich deswegen in den letzten Monaten mehrere Einbrüche ereignet haben. Mit umfangreicher Öffentlichkeitsarbeit haben wir auf den Rauswurf reagiert. Die Erzählsalons und diese Broschüre sind ein zentraler Baustein unserer Vereinsarbeit in diesem Jahr.

Die tagesaktuelle Pflege der Vereinswebsite, der Facebook-Seite, einige Zeitungsberichte aus einem breiten überregionalen Spektrum und der heimischen Presse, einige Rundfunk- und Fernsehbeiträge, eine Unterstützerpetition, deren Resonanz in der Bevölkerung sowie bei Prominenten uns sehr gefreut hat, sowie Ausstellungen, bei denen der Kulturpalast oder seine Themen im August und September 2020 in Erfurt, Weimar, Jena und vor Ort in Unterwellenborn vorgestellt werden, sind weitere Bausteine unseres Werbens: In Erfurt begleiten wir mit einer kleinen Ausstellung in der Galerie Waidspeicher die Tourneeausstellung „Zwei deutsche Architekturen“, außerdem ist die Bildergalerie des Kulturpalastes beim Kunstfest Weimar 2020 im ACC Weimar, im Jenaer Kunstverein und mit einer Lichtinstallation an der Gasmaschinenzentrale Unterwellenborn präsent.

Alle diese Aktivitäten dienen einem großen Ziel: Wir wollen endlich eine gemeinnützige Stiftung errichten, die sich als neue Eigentümerin um den Erhalt und die Sanierung des Kulturpalastes kümmert. Wir bieten unsererseits dem jetzigen Eigentümer Herrn Schneider weiterhin eine respektvolle Zusammenarbeit auf dem Weg zum Eigentumswechsel an.

Seit dem Beginn unserer Verhandlungen zum Eigentumswechsel mit Herrn Schneider im April 2017 bieten wir ihm außerdem eine wertschätzende Würdigung seiner vorhandenen Verdienste um den Erhalt des Hauses in den vergangenen 25 Jahren an.

Wenn Sie den Verein dabei unterstützen wollen, können Sie das auf verschiedenen Wegen tun. Sie können Mitglied im Verein werden, eine Spende an den Verein überweisen oder ganz praktisch dabei sein, beispielsweise indem sie mit den Vereinsmitgliedern und vielen Unterstützern demnächst eine Menschenkette (unter Corona-Bedingungen) um den Kulturpalast bilden und ihn gemeinsam mit allen anderen symbolisch umarmen. Informationen zu Unterstützungsmöglichkeiten finden Sie auf der Vereinswebseite unter [www.kulturpalast-unterwellenborn.de](http://www.kulturpalast-unterwellenborn.de). Wir freuen uns auf Sie! Jeder kleine Schritt, den wir gemeinsam tun, bringt uns der Stiftung näher!



Torsten Ströher

Vorsitzender des Vereins „Kulturpalast Unterwellenborn e.V.“





---































---













































